





NICCOLO
MACHIAVELLI

Der
**FÜRSTEN
SPIEGEL**

*Aus dem Italienischen
von Friedrich v. Oppeln-
Bronikowski*

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS JENA 1912



FRIEDRICH
DER GROSSE

Der
**ANTIMA-
CHIAVELL**

*Aus dem Französischen
von Friedrich v. Oppeln-
Bronikowski*

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS JENA 1912



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Einleitung	V
MACHIAVELLI / DER FÜRSTENSPIEGEL	XXIII
Zueignung an den erlauchten Lorenzo / Sohn des Piero von Medici	I
Kapitel 1—26	3 bis 90
FRIEDRICH DER GROSSE / ANTIMACHIAVELL	91
Vorwort Voltaires	93
Vorrede des Verfassers	94
Kapitel 1—26	96 bis 178
Geschichtliche Übersicht von Machiavellis Zeitalter	179
Register und Erläuterungen zum Fürstenspiegel und Anti- machiavell	189

beruhigen sich rasch, da sie ja nicht geschädigt sind, oder sie fürchten sich, daß es ihnen ebenso ergehen möchte wie jenen, sobald sie sich auflehnen. Woraus ich schließe, daß diese Kolonien nichts kosten, anhänglicher sind und weniger verletzen; die Vertriebenen aber sind, wie gesagt, arm und zerstreut und können nicht schaden. Denn es ist wohl zu merken, daß die Menschen entweder gütlich behandelt oder vernichtet werden müssen. Wegen geringer Unbill rächen sie sich, wegen großer vermögen sie es nicht; jede Unbill muß also so zugefügt werden, daß man keine Rache zu befürchten hat. Wird aber an Stelle von Kolonien eine Besatzung gehalten, so kostet das erheblich mehr und verschlingt alle Einkünfte dieses Staates. Die Eroberung schlägt also zum Schaden aus und verletzt weit mehr, da sie den ganzen Staat schädigt. Das Heer muß seine Standorte von Zeit zu Zeit wechseln, eine Last, die jeder empfindet und die ihm jeden zum Feinde macht; und diese Feinde können ihm schaden, da sie, wenn sie geschlagen sind, in ihren eigenen Wohnungen bleiben. In jeder Hinsicht also ist die Besatzung schädlich, die Kolonien dagegen sind nützlich.

Ferner muß der Herr einer fremdländischen Provinz sich zum Oberhaupt und Beschützer der schwächeren Nachbarn machen und die Mächtigsten unter diesen zu schwächen suchen; auch muß er verhüten, daß ein Fremder, der so mächtig ist als er selbst, bei irgendeinem Anlaß ins Land dringt; denn immer werden solche von Unzufriedenen aus Ehrgeiz oder aus Furcht hereingelassen. So hat man gesehen, wie die Ätolier die Römer nach Griechenland riefen; ja in allen andern Ländern, in die sie eindringen, wurden sie von den Einwohnern hereingerufen. Es geht dies folgendermaßen zu: Sobald ein fremder Machthaber in ein Land eindringt, so schließen sich alle Schwächeren dieses Landes an ihn an, aus Haß gegen den, der die Macht über sie gehabt hat. Sie zu gewinnen, kostet ihm also keine Mühe. Denn sie machen alleamt rasch und gern gemeinsame Sache mit dem neugegrün-

nicht, so mußte es dieses Reich nicht teilen. Und wenn die KAPITEL, 3
Teilung der Lombardei mit den Venezianern entschuldbar war, weil man dadurch in Italien Fuß faßte, so verdiente jene andre Tadel, da keine Notwendigkeit dazu vorlag. Ludwig beging also fünf Fehler: er vernichtete die Mindermächtigen, vermehrte die Macht eines Mächtigen, zog einen sehr mächtigen Fremden ins Land, schlug seine Residenz nicht in Italien auf und gründete keine Kolonien. Solange er lebte, hätten diese fünf Fehler vielleicht nichts geschadet, hätte er nicht den sechsten begangen, die Venezianer zu demütigen. Hätte er die Kirche nicht so mächtig gemacht, noch die Spanier ins Land gezogen, so war es vernünftig und notwendig, die Venezianer zu erniedrigen; nachdem er aber jene ersten Schritte getan hatte, durfte er nie in ihren Untergang willigen, denn solange sie mächtig waren, hätten sie die andern stets von einem Angriff auf die Lombardei abgehalten. Denn das hätten die Venezianer nur geduldet, wenn sie selbst Herren der Lombardei wurden. Die andern aber hätten sie den Franzosen nie abnehmen mögen, um sie den Venezianern zu geben, und beide anzugreifen, hätten sie nicht gewagt. Und wenn jemand einwendet, König Ludwig habe dem Papst die Romagna und Neapel den Spaniern abgetreten, um einen Krieg zu vermeiden, so antworte ich auf Grund des Obengesagten, daß man nie eine Unordnung einreißen lassen darf, um einen Krieg zu vermeiden, denn er wird gar nicht vermieden, sondern nur zu deinem Nachteil aufgeschoben. Sollte mir aber jemand entgegenhalten, daß der König dem Papste sein Wort gegeben hatte, die Unternehmung auf die Romagna zu gestatten, um dafür die Einwilligung in seine Ehescheidung und den Kardinalshut für den Erzbischof von Rouen zu erhalten, so berufe ich mich auf das, was ich weiterhin über die Versprechungen der Fürsten und die Art, wie sie ihr Wort halten sollen, sagen werde. König Ludwig verlor also die Lombardei, weil er nichts von dem sich zur Regel gemacht hat, wodurch andre Länder erobert

FÜRSTEN- und behauptet werden. Und so ist dies denn gar nicht zu ver-
SPIEGEL wundern, sondern sehr begreiflich und natürlich. Ich sprach
darüber in Nantes mit dem Erzbischof von Rouen, als der Her-
zog von Valentinois (wie Cäsar Borgia, der Sohn des Papstes
Alexander, gemeinlich genannt wird) die Romagna eroberte.
Der Kardinal behauptete nämlich, daß die Italiener sich nicht
auf den Krieg verstünden; ich aber erwiderte, daß die Fran-
zosen sich nicht auf die Staatskunst verstünden, denn sonst
ließen sie die Kirche nicht so mächtig werden. Die Erfahrung
hat gezeigt, daß Frankreich den Papst und die Spanier in
Italien groß gemacht hat und von diesen daraus vertrieben
worden ist. Hieraus ergibt sich eine allgemeine Regel, die nie
oder selten trügt: Der, welcher einen andern groß macht, geht
selbst zugrunde; denn er macht ihn nur durch Geschicklich-
keit oder durch Gewalt groß, und beides ist dem, der zur
Macht gelangt ist, verdächtig. X

4. KAPITEL

*Warum das Reich des Darius, das Alexander erobert
hatte, nach dessen Tode nicht gegen seine Nachfolger
aufstand*

Erwägt man die Schwierigkeiten, einen neuerworbenen Staat
zu behaupten, so könnte man sich wundern, daß, nachdem
Alexander der Große sich in wenigen Jahren zum Herrn von
Asien gemacht hatte und kurz nach dieser Eroberung ge-
storben war, nicht das ganze Land, wie es natürlich schien,
sich empörte. Vielmehr ward es von seinen Nachfolgern be-
hauptet, ohne andre Schwierigkeiten, als die, welche durch
ihren eigenen Ehrgeiz unter ihnen entstanden. Ich antworte
darauf, daß alle Herrschaften, von denen man Kunde hat, auf
zweierlei Weise regiert werden. Entweder ist einer der Herr und
alle andren sind Knechte und erhalten durch seine Gnade das
Amt, an der Regierung mitzuwirken. Oder ein Fürst herrscht

durch seine Großen, welche ihre Stellung nicht der Gnade des KAPITEL. 4
Herrschers, sondern ihrer alten Abkunft verdanken. Diese
Großen besitzen eigene Staaten und Untertanen, die sie als
Herren anerkennen, und die ihnen von alters her anhängen.
Ein Fürst, der einen Staat durch seine Beamten beherrscht,
besitzt viel größeres Ansehen, weil im ganzen Lande niemand
ist, der einen Höheren als ihn anerkennt, und wenn man einem
andern gehorcht, so gehorcht man ihm nur als dem Diener
und Beamten des Herrschers und hängt an ihm nicht mit be-
sonderer Liebe. Beispiele beider Regierungsarten bieten ge-
genwärtig die Türkei und das Königreich Frankreich. Das
ganze türkische Reich wird von einem Herrn regiert, die an-
dern sind seine Diener. Es zerfällt in Sandschaks, die er mit
verschiedenen Verwaltern besetzt, welche er nach Gutdünken
ernennt und absetzt. Der König von Frankreich hingegen
steht inmitten einer großen Zahl alter Herrengeschlechter, die
von ihren Untertanen anerkannt und geliebt werden. Sie be-
sitzen ihre Vorrechte, die der König nicht ohne Gefahr anta-
sten darf. Wer diese beiden Regierungsformen betrachtet,
wird es schwer finden, das türkische Reich zu erobern; sobald
es aber erobert ist, wäre es leicht zu behaupten. Die Schwierig-
keit der Eroberung des türkischen Reiches beruht auf Fol-
gendem. Der Eroberer kann von den Fürsten dieses Reiches
nicht ins Land gerufen werden, noch kann er auf die Unter-
stützung von Rebellen hoffen, welche sein Unternehmen
im Lande erleichtern: das ergibt sich aus den oben angeführ-
ten Gründen. Da sie alle Knechte und Geschöpfe des Fürsten
sind, so sind sie schwerer zu bestechen, und wenn sie auch be-
stochen würden, so ist wenig von ihnen zu erwarten, weil sie,
aus den angeführten Gründen, das Volk nicht mit sich reißen
können. Wer also die Fürsten angreift, muß annehmen, daß er
sie einig findet, und er muß mehr auf die eigne Kraft vertrauen,
als auf die Uneinigkeit des Gegners. Ist dieser aber besiegt,
und zersprengt, sodaß er kein neues Heer aufstellen kann, so

12
+ Darius: Hien vordem ist
grop, die ist ja ist in der war, die ist in der
mit die ist ja ist in der war, die ist in der
lang mit die ist ja ist in der war, die ist in der

FÜRSTEN- die Spartaner es getan hatten, indem sie ihm die Freiheit und
SPIEGEL die eignen Gesetze ließen, und es mißlang, so daß sie gezwun-
gen wurden, viele Städte im Lande zu zerstören, um es zu be-
haupten; denn es gibt in Wahrheit kein sichereres Mittel dazu
als die Zerstörung. Und wer sich zum Herrn einer Stadt
macht, die gewohnt war, in Freiheit zu leben, und zerstört sie
nicht, der mag gewärtigen, daß er von ihr selbst zugrunde ge-
richtet werde. Denn der Name der Freiheit und die alte Staats-
verfassung dienen stets zum Vorwand von Aufständen und
werden weder im Laufe der Zeit noch über Wohltaten verges-
sen; und welche Art von Vorkehrungen man auch treffen mö-
ge: wenn die Einwohner nicht getrennt und zerstreut werden,
so bleibt der alte Name und die alte Verfassung unvergessen
und taucht bei jeder Gelegenheit wieder auf. So geschah es in
Pisa, nachdem diese Stadt hundert Jahre unter der Herrschaft
von Florenz gestanden hatte. Sind aber Städte und Länder
daran gewöhnt, unter einem Fürsten zu leben, und sein
Stamm ist erloschen, so sind sie einerseits gewohnt zu gehor-
chen, andererseits aber fehlt ihnen der alte Fürst und sie einigen
sich nicht darüber, einen aus ihrer Mitte zu erheben; frei leben
aber können sie auch nicht. Sie greifen also nicht so leicht zu
den Waffen, und ein Fürst kann sie sich leicht unterwerfen
und in Gehorsam erhalten. In Republiken aber ist stärkeres
Leben, mehr Haß und Durst nach Vergeltung, und man gibt
die Erinnerung an die alte Freiheit nicht auf. Am sichersten
ist es also, sie zu zerstören oder in ihnen zu residieren.

6. KAPITEL

*Von neuen Herrschaften, die durch eigne Waffen und
Tapferkeit erworben werden*

Es wundre sich keiner, wenn ich bei meinen Ausführungen
über ganz neue Herrschaften und über Fürsten wie Staaten
große Beispiele anführen werde. Denn da die Menschen fast

dankten, ihre Pläne zu verwirklichen. Ohne diese Gelegenheit wäre die Kraft ihres Geistes erloschen, und ohne sie selbst wäre die Gelegenheit vergeblich gekommen. Moses mußte also das Volk Israel in ägyptischer Knechtschaft finden, damit dieses Volk bereit war, ihm aus der Knechtschaft zu folgen. Romulus durfte nicht in Alba zur Welt kommen und mußte nach seiner Geburt ausgesetzt werden, wenn er Rom gründen und König davon werden wollte. Cyrus mußte die Perser mit der medischen Herrschaft unzufrieden und die Meder durch den langen Frieden verweichlicht und weibisch finden. Theseus konnte seine Talente nicht beweisen, wenn er die Athener nicht zerstreut fand. Diese Gelegenheiten haben jenen großen Männern das Glück gebracht, und durch ihre große Tüchtigkeit erkannten sie die Gelegenheit, und dadurch ward ihr Vaterland glücklich und berühmt. Diejenigen, die es durch ähnliche Tüchtigkeit zu Fürsten bringen, erwerben die Herrschaft mit Mühe, behaupten sie aber leicht. Die Schwierigkeiten, die sie bei Erwerbung der Herrschaft finden, entstehen theils aus den neuen Einrichtungen, die sie treffen müssen, um den Staat zu begründen und für ihre eigne Sicherheit zu sorgen. Dabei ist zu bemerken, daß nichts größere Schwierigkeiten in der Ausführung bietet und von zweifelhafterem Erfolg ist, als sich zum Haupt einer neuen Staatsordnung zu machen. Denn der Neuordner hat alle die zu Feinden, die sich in der alten Ordnung wohl befinden, und laue Verteidiger in denen, welche bei der Neuordnung zu gewinnen hoffen. Dies kommt theils von der Furcht vor den Gegnern, welche die Gesetze für sich haben, theils von der Ungläubigkeit der Menschen, die an eine neue Sache nicht eher glauben, als bis sie sie mit den Händen greifen können. Daher kommt es, daß die Gegner sie bei jeder Gelegenheit parteiwützig angreifen und die Freunde sie so lau verteidigen, daß er samt ihnen in Gefahr gerät. Will man hierüber ein rechtes Urtheil gewinnen, so muß man also prüfen, ob die Neuordner auf eignen Füßen

stehen oder von andern abhängen, d. h. ob sie ihr Unternehmen durch Zureden oder mit Gewalt durchsetzen können. Im ersteren Falle ergeht es ihnen stets schlecht, und sie erreichen nichts; stehen sie aber auf eignen Füßen und können Gewalt anwenden, so mißlingt es selten. Daher haben alle bewaffneten Propheten den Sieg davongetragen, die unbewaffneten aber sind zugrunde gegangen; denn zu dem Obengenannten kommt noch der Wankelmut des Volkes, welches sich leicht etwas einreden läßt, aber schwer dabei festzuhalten ist. Darum muß der Plan so angelegt sein, daß man, wenn der Glaube der Menge versagt, mit Gewalt nachhelfen kann. Moses, Cyrus, Theseus und Romulus hätten ihre Einrichtungen nicht lange aufrecht erhalten können, wenn sie ohne Waffen gewesen wären; so wie es zu unsern Zeiten dem Fra Girolamo Savonarola geschah, der mit seinen Neuerungen zugrunde ging, als die Menge den Glauben an ihn verlor und er kein Mittel hatte, seine Anhänger im Glauben zu erhalten und die Ungläubigen zum Glauben zu zwingen. Solche haben daher große Schwierigkeiten zu bestehen; alle ihre Gefahren liegen auf dem Wege, und sie müssen sie durch ihre Tüchtigkeit überwinden. Haben sie aber gesiegt und beginnen Ansehen zu erlangen, nachdem sie ihre Neider aus dem Wege geschafft haben, so bleiben sie mächtig, geehrt und glücklich. So großen Beispielen will ich noch ein kleineres hinzufügen, das aber manches mit ihnen gemein hat und mir statt aller andern ähnlichen dienen soll: es ist das des Hiero von Syrakus. Er wurde aus einem Privatmanne zum Fürsten von Syrakus, und das Glückbot ihm nichts anderes, als die Gelegenheit; denn die Syrakusaner, welche unterdrückt waren, wählten ihn zu ihrem Anführer, und als solcher machte er sich so verdient, daß er ihr Fürst wurde. Er war schon als Privatmann so tüchtig, daß berichtet wird, es habe ihm zum Herrscher nichts gefehlt, als die Herrschaft. Er löste das alte Heer auf und schuf ein neues, verließ seine alten Freunde und knüpfte neue Freundschaften an, und da

FURSTEN- derer waren, welche die Größe des Papstes zu fürchten hatten.
SPIEGEL Sie gehörten alle den Orsini und Colonna und deren Anhängern, und so war kein Verlaß auf sie. Es war also nötig, diese Verhältnisse zu verwirren und die italienischen Staaten gegeneinander aufzuwiegeln, um einen Teil von ihnen mit Sicherheit an sich zu reißen. Dies fiel ihm leicht, da die Venezianer aus andern Beweggründen damit umgingen, die Franzosen wieder nach Italien zu rufen. Diesem Vorhaben widersetzte er sich nicht nur nicht, sondern er erleichterte es ihnen durch die Ehescheidung des Königs Ludwig; und so erschien dieser denn in Italien mit Hilfe der Venezianer und unter Zustimmung des Papstes; und kaum war er in Mailand, so hatte der Papst auch schon Leute genug zu seiner Unternehmung auf die Romagna, die man ihm wegen des großen Rufes der Franzosen verstattete. Nachdem der Herzog nun die Romagna erobert und die Colonesen geschlagen hatte, wollte er seine Eroberung sichern und weitergehen; aber da stieß er auf zwei Hindernisse: erstens die eigenen Truppen, auf die kein Verlaß war, und zweitens die Absichten Frankreichs. Er fürchtete also, daß die Truppen der Orsini, deren er sich bedient hatte, von ihm abfielen und nicht allein weitere Eroberungen vereiteln, sondern ihm auch das, was er bereits hatte, entreißen möchten. Von dem Könige fürchtete er das gleiche. Bei den Orsini traf dieses auch ein, als er nach der Eroberung Faenzas Bologna angriff und sie sich bei der Belagerung recht lau benahmen. Und was den König betraf, so lernte er dessen Gesinnung kennen, als er nach Eroberung des Herzogtums Urbino Toskana angriff und der König ihn zwang, von diesem Unternehmen abzustehen. Darauf beschloß der Herzog, sich von fremden Waffen und fremdem Glück ganz frei zu machen. Zunächst schwächte er die Orsini und Colonna in Rom, indem er alle Edelleute, die jenen anhängen, auf seine Seite zog und sie nach Maßgabe ihrer Kriegsmacht und ihrer Besitzungen mit reichen Geschenken ehrte. In wenigen Monaten war ihre

und ihn nur mit Scheu angreifen, der kann kein frischeres Bei- KAPITEL 8
spiel finden als die Handlungen dieses Mannes. Nur eins kann
man ihm vorwerfen, daß er in die Papstwahl Julius des Zweiten
willigte, was sehr verkehrt war; denn wenn er auch, wie
gesagt, keinen Papst nach seinem Willen machen konnte, so
konnte er doch verhindern, daß ein andrer Papst wurde, und
niemals durfte er die Wahl eines Kardinals zulassen, den er
beleidigt hatte oder der ihn zu fürchten hatte, nachdem er
Papst geworden war. Denn die Menschen befeinden entweder
aus Haß oder aus Furcht. Die, welche er beleidigt hatte, waren
u. a. die Kardinäle von S. Pietro ad Vincula, Colonna,
San Giorgio, Ascanio. Alle andern aber hatten ihn zu fürchten,
sobald sie den Papstthron bestiegen, mit Ausnahme des Kardinals
von Rouen und der Spanier. Diese wegen der Verwandtschaft
und Dankbarkeit, jener wegen seiner Macht, da er das
Königreich Frankreich hinter sich hatte. So mußte der Herzog
also vor allen Dingen einen Spanier zum Papste machen;
vermochte er das nicht, so mußte er seine Zustimmung dem
Kardinal von Rouen und nicht dem von S. Pietro ad Vincula
geben. Denn wer da glaubt, daß neue Wohltaten bei den Großen
alte Beleidigungen auslöschen, der irrt sich. Der Herzog
beging also bei dieser Wahl einen Fehler und bereitete sich
dadurch selbst den Untergang.

8. KAPITEL

*Von denen, welche durch Verbrechen zur Herrschaft
gelangt sind*

Doch es gibt noch zwei Arten, aus dem Privatstande zur
Herrschaft zu gelangen, die man weder ganz dem Glücke
noch der Tüchtigkeit zuschreiben kann. Ich will sie hier nicht
übergehen, obwohl von der einen ausführlich gehandelt werden
kann, wo von Republiken die Rede ist. Es sind dies folgende:
wenn jemand auf verbrecherische und ruchlose Weise

sini und Vitelli gefangen und fing auch ihn, so daß er ein Jahr KAPITEL, 8 nach seinem Verwandtenmord samt dem Vitellozzo, seinem Lehrmeister in Kriegstugend und Verbrechen, erdrosselt ward. Man könnte zweifeln, wie es möglich war, daß Agathokles und manche andre nach zahllosen Verrätereien und Grausamkeiten in ihrer Vaterstadt lange Zeit sicher lebten und sich äußerer Feinde erwehren konnten, und daß ihre Mitbürger nie eine Verschwörung gegen sie unternahmen, wohingegen viele andre sich wegen ihrer Grausamkeit nicht einmal im Frieden, geschweige denn in unsichren Kriegszeiten, zu behaupten vermochten. Ich glaube, das hängt von dem rechten oder falschen Gebrauch der Grausamkeit ab. Ein rechter Gebrauch, wenn man dies so nennen darf, ist der, wenn das Böse ein einziges Mal zur eignen Sicherheit geschieht, dann aber aufhört und sich soviel wie möglich zum Nutzen der Untertanen verwandelt. Einen Mißbrauch nenne ich es, wenn das Böse im Anfang gering ist, mit der Zeit aber eher zunimmt als nachläßt. Der den ersten Weg beschreitet, kann mit Gottes und der Menschen Hilfe seine Lage verbessern, wie Agathokles es getan hat; die andren aber können sich unmöglich halten. Woraus sich ergibt, daß der, welcher einen Staat an sich reißen will, alle notwendigen Gewalttaten vorher bedenken und sie auf einen Schlag ausführen soll, um nicht jeden Tag wieder anfangen zu müssen. Ist alles auf einmal abgetan, so beruhigen sich die Menschen, und er kann sie durch Wohltaten gewinnen. Wer aus Furcht oder aus Mangel an Einsicht anders handelt, muß das Schwert beständig in der Hand halten und kann sich nie auf seine Untertanen verlassen, da diese ihm wegen der fortgesetzten neuen Mißhandlungen nicht trauen können. Darum müssen alle Gewalttaten auf einmal geschehen, da sie dann weniger empfunden und eher vergessen werden. Die Wohltaten aber müssen nach und nach erzeugt werden, damit sie sich besser einprägen. Vor allem aber muß ein Fürst sich mit seinen Untertanen so stellen, daß kein guter oder

FÜRSTEN- schlimmer Zufall sein Verhalten ändert; denn wenn die Zeiten
SPIEGEL der Not kommen, so ist die Härte unangebracht, und Wohltaten helfen dir auch nichts, denn man hält sie für erzwungen und weiß dir keinen Dank dafür.

9. KAPITEL

Der Volksfürst

Ich komme zu dem andern Falle, wenn ein Bürger nicht durch Verbrechen oder andre unleidliche Gewalttat, sondern durch die Gunst seiner Mitbürger zum Fürsten seines Vaterlandes aufsteigt. Diesen Mann könnte man einen Volksfürsten nennen. Um zu dieser Herrschaft zu gelangen, ist nicht bloß Tüchtigkeit oder Glück erforderlich, sondern vielmehr eine glückliche Schlaueit und ein Buhlen um die Gunst des Volkes oder der Großen. Da in jeder Stadt diese zwei gegensätzlichen Strebungen herrschen, so will das Volk die Herrschaft und die Bedrückung der Großen nicht dulden, während die Großen das Volk zu beherrschen und zu unterdrücken trachten; und aus dem Widerstreit dieser Strebungen entsteht in den Städten entweder Alleinherrschaft oder Freiheit oder Anarchie. Die Alleinherrschaft wird entweder vom Volke oder von den Großen herbeigeführt, je nachdem die eine oder andre Partei dazu Gelegenheit findet. Denn wenn die Großen sehen, daß sie dem Volke nicht widerstehen können, so beginnen sie einem der Ihren Ansehen zu verschaffen und erheben ihn zum Fürsten, um unter seinem Schutz ihren eignen Gelüsten zu frönen. Auch das Volk verhilft, wenn es sieht, daß es den Großen nicht widerstehen kann, einem Einzigen zu Ansehen und macht ihn zum Fürsten, um von ihm geschützt zu werden: Wer mit Hilfe der Großen Fürst wird, erhält sich schwerer, als einer, den das Volk erhebt; denn er findet sich als Fürst von vielen umgeben, die sich seinesgleichen dünken und denen er deshalb weder befehlen, noch sie nach seinem Willen be-

handeln kann. Wer aber durch die Volksgunst zur Herrschaft gelangt, steht ganz allein und hat keinen oder nur ganz wenige um sich, die ihm zu gehorchen nicht bereit wären. Außerdem kann er die Großen nicht auf ehrliche Weise befriedigen, ohne andre zu verletzen, wohl aber das Volk, denn das Ziel des Volkes ist viel erhabener als das Ziel der Großen: diese wollen unterdrücken, jenes aber unbedrückt sein. Es kommt hinzu, daß ein Fürst sich eines feindseligen Volkes nie versichern kann, weil dessen zuviel sind; der Großen aber kann er sich versichern, weil es nur wenige sind. Das Schlimmste, was ein vom Volke gehaßter Fürst zu gewärtigen hat, ist, daß es ihn im Stiche läßt; von den feindlichen Großen aber hat er nicht nur zu befürchten, daß sie ihn verlassen, sondern auch, daß sie gegen ihn aufstehen; denn da diese mehr Einsicht und Schlaueit besitzen, so sinnen sie im voraus auf ihre Rettung und suchen die Gunst dessen zu erlangen, von dem sie hoffen, daß er siegen wird. Auch ist er genötigt, beständig mit dem gleichen Volke zu leben, hingegen kann er leicht ohne die gleichen Großen auskommen, weil er jeden Tag welche erheben und erniedrigen und ihnen nach Gutdünken Ansehen nehmen und geben kann. Um diesen Punkt klar zu stellen, sage ich, daß es zwei Arten gibt, die Großen zu behandeln. Sie betragen sich nämlich entweder so, daß sie sich ganz deinem Glücke anvertrauen oder gar nicht. Die, welche ganz zu dir halten und nicht habgierig sind, muß du ehren und lieben; die, welche sich nicht an dich binden, müssen auf zwei Arten betrachtet werden. Entweder sie tun dies aus Feigheit und Mangel an natürlichem Mut; dann muß du dich ihrer bedienen, insonderheit, wenn sie klug sind, denn im Glück wirst du von ihnen geehrt und im Unglück hast du von ihnen nichts zu fürchten. Wenn sie sich aber aus ehrgeizigen Absichten nicht an dich binden, so beweisen sie, daß sie mehr an sich als an dich denken; und vor diesen muß der Fürst sich hüten und sie als heimliche Feinde fürchten, denn sie werden im Unglück stets be-

FORSTEN- hilfreich sein, ihn zu stürzen. Deswegen muß, wer durch Volks-
SPIEGEL gunst Fürst wird, sich das Volk zum Freunde erhalten, was ihm leicht wird, da es ja nichts weiter verlangt, als nicht bedrückt zu werden. Wer jedoch gegen den Willen des Volkes durch den Beistand der Großen Fürst wird, muß vor allen Dingen suchen, das Volk zu gewinnen, was ihm ebenfalls leicht wird, wenn er es in Schutz nimmt. Und da die Menschen, wenn sie Gutes von einem erfahren, von dem sie Schlimmes erwarteten, ihrem Wohltäter größeren Dank wissen, so wird er beim Volke auf einmal beliebter sein, als wenn es ihn selbst zur Macht erhoben hätte. Der Mittel aber, das Volk zu gewinnen, sind mancherlei; sie richten sich nach den Umständen und lassen sich deshalb nicht in eine bestimmte Regel fassen, weshalb ich sie ganz übergehe. Ich ziehe nur den Schluß, daß ein Fürst das Volk auf seiner Seite haben muß, weil er sonst im Unglück verlassen ist. Nabis, der Fürst der Spartaner, hielt die Belagerung von allen Griechen und von einem siegreichen Römerheer aus und verteidigte das Vaterland und seinen Staat gegen sie; und dazu genügte es, als die Gefahr nahte, sich einiger Weniger zu versichern. Hätte er das Volk zum Feinde gehabt, so hätte dies nicht hingereicht. Und es setze mir keiner das triviale Sprichwort entgegen, daß wer auf das Volk baut, auf Sand baut. Denn dies trifft nur zu, wenn ein Privatmann sich auf das Volk stützen will und es um Befreiung vom Joch seiner Feinde oder der Obrigkeit anruft. In diesem Falle kann er sich leicht betrügen, wie es in Rom den Gracchen und in Florenz dem Messer Giorgio Scali erging. Stützt sich aber ein Fürst auf das Volk, der zu befehlen versteht und ein Herz hat, so lasse er sich im Unglück nicht irre machen; er treffe alle nötigen Zurüstungen und erhalte durch seinen Geist und seine Befehle alles im Zuge, so wird er sich vom Volke nicht betrogen finden und erkennen, daß er auf festen Grund gebaut hat. In Gefahr geraten solche Herrschaften gewöhnlich nur dann, wenn sie aus einem Volksfürstentum zur Alleinherr-

ein mächtiger und energischer Fürst aller dieser Schwierigkeiten stets Herr wird, indem er seine Untertanen bald in der Hoffnung wiegt, das Elend werde nicht lange mehr währen, bald ihm Furcht vor der Grausamkeit des Feindes beibringt, bald sich in geschickter Weise derer versichert, welche ihm zu dreist scheinen. Zudem muß der Feind das Land gleich zu Anfang mit Feuer und Schwert verheeren, wenn die Bürger noch guten Mut und Lust zur Verteidigung haben. Um so mehr muß also der Fürst fest bleiben; denn wenn die Gemüter sich nach einer Weile abkühlen, so ist der Schade schon geschehen und nicht wieder gut zu machen, und die Bürger werden nun erst recht zu ihrem Fürsten halten, in der Meinung, daß er ihnen Dank schulde, weil sie ihre Häuser und Besitzungen in seinem Dienste preisgegeben haben. Denn es liegt in der menschlichen Natur, sich durch das Gute, das man tut, ebenso zu verbinden, wie durch das, welches man empfängt. Erwägt man dies alles reiflich, so erscheint es für einen klugen Fürsten nicht schwierig, seine Untertanen während der Dauer einer Belagerung guten Mutes zu erhalten, wenn es nur nicht an Lebens- und Verteidigungsmitteln gebricht.

II. KAPITEL

Von den geistlichen Herrschaften

Es bleibt uns nur noch von den geistlichen Herrschaften zu reden, bei welchen alle Schwierigkeiten vor ihrer Gewinnung liegen; denn wenn man sie entweder durch Tüchtigkeit oder durch Glück erlangt, so behauptet man sie ohne das eine oder das andere. Beruhen sie doch auf alten religiösen Einrichtungen, welche mächtig genug und so beschaffen sind, daß sie ihre Häupter in ihrer Stellung erhalten, mögen sie sich aufführen und leben, wie sie wollen. Nur sie haben Staaten und verteidigen sie nicht, nur sie haben Untertanen und regieren sie nicht. Ihre Staaten werden ihnen auch unverteidigt nicht

FÜRSTEN- genötigt sind, für sie einzutreten, so daß aus dem Ehrgeiz der
SPIEGEL Prälaten die Zwistigkeiten und Aufstände unter den Baronen
entstehen. Papst Leo X. hat ein mächtiges Papsttum vor-
gefunden; und wie seine Vorgänger es mit den Waffen groß ge-
macht haben, so steht zu hoffen, daß er ihm durch seine Milde
und durch die Fülle seiner Tugenden noch mehr Glanz und
Ansehen verleihen wird.

12. KAPITEL

*Von den verschiedenen Arten der Streitkräfte und von
den Söldnern*

Nachdem ich alle Eigenschaften der Regierungen, von denen
ich zu reden mir vornahm, im einzelnen durchgesprochen
und gelegentlich die Ursachen erwogen habe, aus denen es ihnen
gut oder schlecht ergeht, auch die Mittel gezeigt, mit denen
viele versucht haben, die Herrschaft zu erlangen und zu be-
haupten, so bleibt mir jetzt noch die allgemeine Erörterung
der Angriffs- und Verteidigungsmittel übrig, welche bei ihnen
vorkommen können. Wir haben bereits gesagt, daß eine Herr-
schaft gute Grundlagen haben müsse, sonst bricht sie zusam-
men. Die Hauptstütze aller Staaten, der neuen wie der alten
und der vermischten, sind gute Gesetze und gute Streitkräfte,
und da gute Gesetze nicht ohne gute Streitkräfte bestehen
können und da, wo gute Streitkräfte sind, auch gute Gesetze
sein müssen, so übergehe ich die Gesetze und rede von den
Streitkräften. Ich sage also, daß die Truppen, womit ein
Fürst seinen Staat verteidigt, entweder aus Landeskindern
oder aus Söldnern oder aus Hilfstruppen bestehen, oder
aus gemischten Truppen. Die Söldner und Hilfstruppen sind
unnütz und gefährlich, und wer seine Macht auf Mietstruppen
stützt, der wird nie fest und sicher dastehen; denn diese sind
uneinig, ehrgeizig, unbändig, treulos, frech gegen ihre Freunde,
feig gegen die Feinde, ohne Gottesfurcht, ohne Glauben gegen

tiner, die ganz ohne Heer waren, führten zehntausend Franzosen vor Pisa, um es zu erobern, und dieser Entschluß brachte sie in größere Gefahr als je zuvor. Der Kaiser von Konstantinopel schickte, um sich gegen seine Nachbarn zu wehren, zehntausend Türken nach Griechenland. Doch nach beendigtem Kriege wollten sie das Land nicht verlassen, und dies war der Anfang der Knechtschaft Griechenlands unter den Ungläubigen. Wer also auf keinen Fall siegen will, der bediene sich solcher Truppen, denn sie sind viel gefährlicher als Mietstruppen. Mit ihnen ist der Untergang besiegelt, denn sie sind unter sich einig und stets im Gehorsam eines andern, wogegen Soldtruppen, auch wenn sie gesiegt haben, noch Zeit und bessere Gelegenheit brauchen, um dir zu schaden: denn sie sind nicht ein Leib und eine Seele und du selbst hast sie ausgehoben und besoldet; ein Dritter aber, den du ihnen zum Anführer gibst, erlangt nicht gleich so viel Ansehen, um dir zu schaden. Kurz, bei Mietstruppen ist das Gefährlichste ihre Freiheit, bei Hilfstruppen ihre Tapferkeit. Jeder kluge Fürst hat darum solche Truppen immer vermieden und sich der eignen bedient, und er hat lieber mit den eignen geschlagen werden, als mit jenen siegen wollen, in der Meinung, daß ein Sieg, der mit fremden Waffen errungen ist, kein wahrer Sieg ist. X
 Ich trage nie Bedenken, den Cäsar Borgia und seine Taten anzuführen. Dieser Herzog fiel in die Romagna mit französischen Hilfsvölkern ein und eroberte mit ihnen Imola und Forli. Da ihm aber solche Truppen nicht sicher dünkten, so wandte er sich zu Soldtruppen, die er für minder gefährlich hielt, und nahm die Orsini und Vitelli in Sold. Da er auch diese bei ihrer Verwendung unsicher, untreu und gefährlich befand, so löste er sie auf und wandte sich zu eignen Leuten. Der Unterschied zwischen beiden Arten von Kriegsvolk ist leicht einzusehen, wenn man vergleicht, wie der Herzog angesehen war, als er die Orsini und Vitelli hatte, und wieviel er gewann, als er mit eigener Mannschaft und auf eignen Füßen dastand. Wirk-

46

Handwritten note:
 + dann man es nicht mehr stand
 von man so lange...
 dann der Herr zu...
 die die eigene...
 die eigene...

mit der Kriegskunst, den militärischen Einrichtungen und der KAPITEL 14
Kriegszucht; denn das ist die einzige Kunst, die man von dem,
der befiehlt, erwartet. Sie vermag so viel, daß sie nicht allein ge-
borene Fürsten auf dem Thron erhält, sondern auch manche
Privatleute zur Herrscherwürde erhebt. Umgekehrt sieht man,
daß Fürsten, die mehr an Vergnügungen, als an die Waffen
gedacht haben, die Herrschaft verloren. Die Verachtung die-
ser Kunst ist die erste Ursache für den Verlust der Herrschaft;
die Erfahrungheit in ihr ist das Mittel, sie zu erwerben: Fran-
cesco Sforza, ein Kriegsmann, ward Herzog von Mailand; sei-
ne Söhne, welche die Mühen und Gefahren des Krieges scheu-
ten, sanken in den Privatstand zurück. Denn eines der Übel,
welche das unkriegerische Wesen mit sich bringt, ist dies, daß
es dich verächtlich macht, und das ist eine Schmach, vor welcher
der Fürst sich hüten muß, wie weiterhin gezeigt werden soll.
Denn zwischen einem Bewaffneten und einem Unbewaffneten
ist gar kein Verhältnis, und man kann nicht erwarten, daß der
Bewaffnete dem Unbewaffneten willig gehorche und daß der
Unbewaffnete sich unter bewaffneten Dienern sicher fühle.
Wenn bei dem einen Verachtung und bei dem anderen Arg-
wohn herrscht, so können beide nicht gut zusammenwirken.
Und darum ist ein Fürst, der sich auf das Kriegswesen nicht
verstehet, außer andrem auch deshalb übel daran, weil er, wie
gesagt, von seinen Soldaten mißachtet wird und ihnen nicht
trauen kann. Er darf daher das Kriegshandwerk nie außer
acht lassen und er muß ihm im Frieden noch mehr obliegen
als im Kriege, was auf zwei Arten geschehen kann: durch Ta-
ten und durch Nachdenken. Was die Taten betrifft, so muß er
seine Truppen stets in Zucht und in Übung halten, seinen eigen-
en Körper aber durch die Jagd gegen Unbilden abhärten,
wobei er zugleich die Gestaltung seines Landes kennen lernt
und sieht, wie die Berge sich erheben, die Täler verlaufen, die
Ebenen sich dehnen, wie die Flüsse und Sümpfe beschaffen
sind, und dies alles genau beobachten. Solche Kenntniss hat

stande sein, schlecht zu handeln, wenn die Notwendigkeit es erheischt. Übergehe ich also alles, was man den Fürsten ange-dichtet hat, und bleibe bei der Wahrheit, so sage ich, daß alle Menschen, von denen geredet wird, und besonders die Fürsten, die so viel höher stehen, mit gewissen Eigenschaften begabt werden, die Lob oder Tadel erwecken. Der eine gilt für frei-gebig, der andre für knauserig (um ein toskanisches Wort zu gebrauchen, denn geizig ist nach unserem Sprachgebrauch auch der, welcher sich zu bereichern trachtet, knauserig aber der, welcher von dem eigenen Besitz keinen Gebrauch macht). Der eine liebt zu geben, der andre zu rauben, der eine ist grausam, der andre mitleidig, der eine wortbrüchig, der andre treu, der eine weibisch und feig, der andre wild und mutig, der eine menschenfreundlich, der andre hochfahrend, der eine wollüstig, der andre keusch, der eine aufrichtig, der andre verschlagen, der eine starrsinnig, der andre nach-giebig, der eine ernst, der andre leichtfertig, der eine fromm, der andre ungläubig usw. Ich weiß wohl, daß ein jeder zu-geben wird, wie löblich es wäre, wenn ein Fürst von all den obengenannten Eigenschaften nur die besitzt, welche für gut gelten; da aber die Art der Menschennatur es nicht ver-stattet, sie alle zu besitzen, noch sie ungeschmälert zu betä-tigen, so muß er klug genug sein, um den üblen Ruf derjenigen Laster zu meiden, durch welche er die Herrschaft verlieren könnte; vor denen aber, welche seine Herrschaft nicht gefähr-den, muß er sich nach Möglichkeit hüten; vermag er dies aber nicht, so kann er sich ohne viel Rücksicht darin gehen lassen. Auch kann er unbesorgt den üblen Ruf derjenigen Laster auf sich nehmen, ohne die er schwerlich seine Stellung behaupten kann, denn alles in allem genommen, findet man anscheinende Tugenden, bei deren Befolgung man untergeht, und schein-bare Laster, bei denen man Sicherheit und Wohlfinden er-langt.

Von der Freigebigkeit und Knausererei

Ich beginne mit der ersten der obengenannten Eigenschaften und sage, daß es gut sei, für freigebig zu gelten. Hingegen ist die Freigebigkeit, die du so ausübst, daß sie dir nicht angerechnet wird, schädlich. Denn wird sie auch in rechter Weise ausgeübt, aber nicht bekannt, so ersparst du dir nicht einmal den üblen Ruf des Gegenteils. Will man sich also den Ruf der Freigebig-keit unter den Menschen erhalten, so darf man keine Art von Aufwand sparen, und dabei vertut ein freigebiger Fürst alles, was er hat, in solchen Ausgaben, und wenn er sich den Ruf der Freigebigkeit erhalten will, so wird er schließlich genötigt, das Volk mit Auflagen zu bedrücken und alles Mögliche zu versu-chen, um zu Gelde zu kommen. Das aber macht ihn bei sei-nen Untertanen auf die Dauer verhaßt, und gerät er in Armut, so wird er verachtet. Auf diese Weise hat seine Freigebigkeit viele gekränkt und wenigen genützt, und die erste Verlegen-heit bringt ihn in Gefahr. Erkennt er dies und will es abstellen, so kommt er sofort in den Ruf der Knausererei. Ein kluger Fürst also, der die Tugend der Freigebigkeit nicht derart üben kann, daß sie bekannt wird, darf den Ruf der Knausererei nicht fürch-ten; denn mit der Zeit wird man ihn doch stets für freigebig halten, wenn man sieht, daß er bei seiner Sparsamkeit mit sei-nen Einkünften auskommt, daß er Kriege führen und et-was unternehmen kann, ohne das Volk zu belasten, so daß er schließlich freigebig gegen die große Masse erscheint, der er nichts nimmt, und knauserig nur gegen die wenigen, denen er nichts gibt. Wir haben in unserer Zeit gesehen, daß nur die Großen ausgerichtet, die für knauserig galten, die andren aber gingen unter. Papst Julius II. hatte sich des Rufes der Frei-gebigkeit bedient, um zur Papstwürde zu gelangen; nachher dachte er nicht mehr daran, um sich auf den Krieg mit Frank-reich vorbereiten zu können; und er hat so viele Kriege ge-

Man muß nicht so sehr auf den Ruf achten, als man glaubt, denn der Ruf ist ein Ding, das man nicht in der Hand hat, und man kann nicht so leicht den Ruf ändern, wie man will. Man muß sich also nicht so sehr um den Ruf kümmern, sondern sich um die Tugend kümmern, die man üben will. Denn die Tugend ist ein Ding, das man in der Hand hat, und man kann sie nicht so leicht ändern, wie man will. Man muß sich also nicht so sehr um den Ruf kümmern, sondern sich um die Tugend kümmern, die man üben will.

FORSTEN- SPIEGEL führt, ohne außergewöhnliche Auflagen zu machen : seine lange Sparsamkeit hatte für alle außergewöhnlichen Ausgaben Vorrat geschafft. Hätte der jetzige König von Spanien [Ferdinand der Katholische] für freigebig gelten wollen, so hätte er nicht so vieles unternehmen und erfolgreich durchführen können. Ein Fürst also, der es nicht nötig hat, seine Untertanen auszuplündern, um sich zu verteidigen, der Armut und Verachtung nicht zu befürchten hat, noch habgierig zu werden braucht, hat den Ruf der Knauserei nicht zu fürchten, denn diese ist eine der Untugenden, die ihm seine Herrschaft erhalten. Und wenn jemand sagen sollte, daß Cäsar durch seine Freigebigkeit zur Herrschaft gelangt ist, und daß viele andere, die für freigebig galten und es waren, die höchsten Würden erreicht haben, so antworte ich: entweder bist du ein gemachter Fürst oder du bist auf dem Wege, es zu werden. Im ersten Falle ist deine Freigebigkeit schädlich, im zweiten ist es zwar nötig, für freigebig zu gelten, und derart war Cäsar, der nach der Herrschaft über Rom trachtete; hätte er sie aber erlangt, und weitergelebt, ohne diese Ausgaben einzuschränken, so hätte er seine Herrschaft zerstört. Und wenn jemand einwendet: es hat viele Fürsten gegeben, die mit ihren Heeren Großes vollbracht haben, und sie galten für freigebig, so erwidre ich: der Fürst vergeudet entweder sein Gut und das seiner Untertanen, oder fremdes. Im ersten Falle muß er sparsam sein, im zweiten muß er jede Art von Freigebigkeit üben. Denn ein Fürst, der mit dem Heere auszieht, das von Raub, Beute und Kriegssteuern lebt und fremdes Gut an sich reißt, muß wohl freigebig sein, sonst fände er keine Soldaten, die ihm folgen. Mit dem, was nicht dein und deiner Untertanen Gut ist, kann man wohl freigebig schalten, wie Cyrus, Alexander und Cäsar es getan haben, denn fremdes Gut vergeuden, schadet deinem Ruf nicht, sondern mehrt ihn; aber die Verschwendung des eignen schadet dir. Nichts verzehrt sich selbst so, wie die Freigebigkeit; denn indem du sie übst, verlierst du die

Kraft dazu und wirst arm und verachtet, oder, um der Armut **KAPITEL 17** zu entgehen, räuberisch und verhaßt. Und unter allem, wovor ein Fürst sich hüten muß, steht obenan: verachtet und gehaßt zu werden; die Freigebigkeit aber führt zu einem von beiden. Daher ist es weiser, im Rufe der Knauserei zu stehen, was zwar ein übler Ruf ist, aber keinen Haß erzeugt, als, um für freigebig zu gelten, dich in den Ruf der Räuberei zu bringen, welcher dich verhaßt macht.

17. KAPITEL

Von der Grausamkeit und der Milde, und ob es besser sei, geliebt als gefürchtet zu werden

Ich gehe zu den andern obengenannten Eigenschaften über und sage, daß jeder Fürst danach trachten solle, für mitleidig zu gelten, und nicht für grausam. Jedoch muß er darauf sehen, daß er diese Eigenschaft nicht mißbraucht. Cäsar Borgia galt für grausam; trotzdem hat diese Grausamkeit Ordnung in die Romagna gebracht, sie geeinigt und in Frieden und Treue erhalten. Überlegt man es sich recht, so wird man einsehen, daß dies viel menschlicher war, als das Benehmen von Florenz, das, um nicht für grausam zu gelten, die Zerstörung von Pistoja zugab. Ein Fürst darf daher die Nachrede der Grausamkeit nicht scheuen, um seine Untertanen in Treue und Einigkeit zu erhalten; denn mit einigen Strafgerichten, die du verhängst, bist du menschlicher, als wenn du durch übertriebene Nachsicht Unordnungen einreißen läßt, die zu Mord und Raub führen. Diese treffen ein ganzes Gemeinwesen, wogegen die Strafgerichte, die der Fürst verhängt, nur dem Einzelnen schaden. Unter allen Fürsten kann der neue den Ruf der Grausamkeit am wenigsten meiden, weil neue Herrschaften voller Gefahren sind. Virgil läßt seine Dido zur Entschuldigung der Härte ihrer neuen Regierung folgendes sagen:.

Res dura et regni novitas me talia cogunt
Moliri, et late fines custode tueri¹.

Trotzdem muß er nicht leicht etwas glauben, noch sich zu etwas bewegen lassen oder sich von selbst fürchten, sondern mit Klugheit und Menschlichkeit maßvoll verfahren, damit ihn weder zu großes Vertrauen unvorsichtig noch zu großes Mißtrauen unerträglich mache. Hieraus entsteht eine Streitfrage, ob es besser sei, geliebt oder gefürchtet zu werden? Die Antwort lautet, man soll nach beidem trachten; da aber beides schwer zu vereinigen ist, so ist es weit sicherer, gefürchtet als geliebt zu werden, sobald nur eins von beiden möglich ist.

Denn man kann von den Menschen insgemein sagen, daß sie undankbar, wankelmütig, falsch, feig in Gefahren und gewinnstüchtig sind; solange du ihnen wohltust, sind sie dir ergeben und bieten dir, wie oben gesagt, Gut und Blut, ihr Leben und das ihrer Kinder an, solange die Gefahr fern ist; kommt sie aber näher, so empören sie sich. Der Fürst, der sich ganz auf ihre Worte verläßt und keine anderen Zurüstungen gemacht hat, geht zugrunde, denn die Freundschaften, die erkaufte und nicht durch großen Sinn und Edelmut erworben sind, verdient man wohl, aber man besitzt sie nicht und kann in der Not nicht auf sie rechnen. Die Menschen scheuen sich weniger, den zu beleidigen, der sich beliebt macht, als den, der sich gefürchtet macht; denn die Liebe hängt an einem Bande der Dankbarkeit, das, wie die Menschen leider sind, bei jeder Gelegenheit zerrißt, wo der Eigennutz im Spiel ist; die Furcht vor Strafe aber läßt niemals nach. Nichtsdestoweniger muß der Fürst sich derart gefürchtet machen, daß er, wenn er auch keine Liebe erwirbt, doch auch nicht verhaßt wird; denn gefürchtet und nicht gehaßt zu werden, ist wohl vereinbar. Das kann geschehen, indem er Hab und Gut seiner Bürger und ihre Frauen unangetastet läßt. Und wenn es nötig ist,

¹ Solches läßt mich die Not und die Neue der Herrschaft gebieten
Und die Grenzen des Reichs mit starker Besatzung beschirmen.

einem das Leben zu nehmen, so geschehe es nur, wenn die ge- KAPITEL 17
rechte Ursache offenbar ist. Vor allem aber vergreife er sich nicht an der Habe seiner Untertanen, denn die Menschen verschmerzen leichter den Tod des Vaters, als den Verlust des Erbteils. Zudem fehlt es nie an Gründen, das Vermögen zu nehmen; und wer einmal angefangen hat, vom Raube zu leben, der findet stets neue Gründe, andere zu berauben; dagegen sind die Anlässe zum Blutvergießen seltener, und es fehlt leichter daran. Steht der Fürst aber im Feld und hat ein großes Heer unter sich, so darf er den Ruf der Grausamkeit nicht scheuen; denn ohne diesen läßt sich kein Heer beisammen, noch treu zur Fahne halten. Unter die erstaunlichsten Taten des Hannibal zählt man die, daß er ein gewaltiges Heer, das aus zahlreichen Völkern bestand, zum Krieg in fremde Länder geführt hat, ohne daß je eine Uneinigkeit unter ihnen, noch ein Aufstand gegen den Führer erfolgte, so wenig im Glück wie im Unglück. Dies kam aber nur von seiner erbarmungslosen Härte, die ihm in Verbindung mit seinen vielen großen Eigenschaften stets die Verehrung und die Furcht seiner Soldaten sicherte; ohne diese hätten seine übrigen Tugenden zu solcher Wirkung nicht hingereicht. Unbesonnene Schriftsteller bewundern einerseits seine Taten und verurteilen andererseits die Hauptursache derselben. Den Beweis aber dafür, daß jene andere Tugenden nicht hingereicht hätten, gibt das Beispiel des Scipio, der nicht nur zu seiner Zeit, sondern in der ganzen bekannten Geschichte einzig dasteht und dessen Heer in Spanien sich dennoch empörte. Der Grund dafür war kein anderer, als seine zu große Milde, da er den Soldaten mehr Freiheit gewährte, als mit der Kriegszucht vereinbar war. Fabius Maximus warf ihm das im Senate vor und schalt ihn einen Verderber des römischen Heerwesens. Als ein Legat Scipios die Lokrer vernichtet hatte, strafte er diesen nicht, und auch dies infolge seiner Nachsichtigkeit, so daß jemand im Senate ihn mit den Worten entschuldigte, es gäbe manchen, der es

besser verstünde, selbst ohne Fehl zu sein, als die Fehler der anderen zu bestrafen. Diese Gemütsart hätte auf die Dauer den guten Ruf und den Ruhm des Scipio befleckt, wenn er als Herrscher in dieser Weise verfahren wäre. Da er jedoch unter der Regierung des Senats lebte, so trat dieser Fehler nicht nur nicht zutage, sondern er gereichte ihm zum Ruhme. Was also die Frage betrifft, ob ein Fürst sich beliebt oder gefürchtet machen soll, so komme ich zu diesem Schlusse: Da die Liebe der Menschen von ihrem Gutdünken, ihre Furcht aber vom Benehmen des Fürsten abhängt, so muß ein weiser Fürst sich auf das verlassen, was von ihm abhängt, und nicht auf das, was von den anderen abhängt, und nur darauf achten, daß er nicht gehaßt werde.

18. KAPITEL

Inwiefern die Fürsten ihr Wort halten sollen x

Wie löblich es ist, wenn ein Fürst sein Wort hält und rechtschaffen und ohne List verfährt, weiß jeder. Trotzdem zeigt die Erfahrung unserer Tage, daß die Fürsten, die sich aus Treu und Glauben wenig gemacht und die Gemüter der Menschen mit List zu betören verstanden haben, Großes geleistet und schließlich diejenigen, welche redlich handelten, überwunden haben. Man muß wissen, daß es zwei Arten zu kämpfen gibt, die eine durch die Gesetze, die andere durch Gewalt; die erste ist die Sitte der Menschen, die andere die der Tiere. Da jedoch die erste oft nicht ausreicht, so muß man seine Zuflucht zur zweiten nehmen. Ein Fürst muß daher sowohl den Menschen wie die Bestie zu spielen wissen. Diese Lehre haben die Alten den Fürsten figürlich erteilt, indem sie erzählten, daß Achill und viele andere Fürsten des Altertums von dem Zentauren Chiron erzogen wurden und unter dessen Zucht aufwuchsen. Einen solchen Lehrer zu haben, der halb Tier, halb Mensch war, soll nichts anderes bedeuten, als daß der

Handwritten note:
 + ... + ... +
 an, daß man sich nicht fürchten
 muß.

FÜRSTEN-
SPIEGEL

sie stets zu beobachten; aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig und ehrlich zu scheinen, ist nützlich. Man muß nur sein Gemüt so gebildet haben, daß man, wenn es nötig ist, auch das Gegenteil vermag. Und dies ist so zu verstehen, daß ein Fürst, insbesondere ein neuer Fürst, nicht all das beobachten kann, was bei anderen Menschen für gut gilt; denn oft muß er, um seine Stellung zu behaupten, gegen Treu und Glauben, gegen Barmherzigkeit, Menschlichkeit und Religion verstoßen. Daher muß er ein Gemüt besitzen, das sich nach den Winden und nach dem wechselnden Glück zu drehen vermag, und, wie gesagt, zwar nicht vom Guten lassen, wo dies möglich ist, aber auch das Böse tun, wenn es sein muß. Ein Fürst muß sich daher wohl hüten, je ein Wort auszusprechen, das nicht voll der obengenannten fünf Tugenden ist. Alles, was man von ihm sieht und hört, muß Mitleid, Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit atmen. Und nichts ist nötiger als der Schein dieser letzten Tugend; denn die Menschen urteilen insgesamt mehr nach den Augen, als nach dem Gefühl, denn sehen können alle, fühlen aber wenige. Jeder sieht, was du scheinst, wenige fühlen, was du bist, und diese wagen es nicht, der Meinung der Menge zu widersprechen, welche die Majestät des Staates zum Schilde hat. Bei den Handlungen aller Menschen, insonderheit der Fürsten, welche keinen Richter über sich haben, blickt man immer nur auf ihr Ergebnis. Der Fürst sehe also nur darauf, wie er sich in seiner Würde behaupte; die Mittel werden stets für ehrbar befunden und von jedermann gelobt werden. Denn der Pöbel hält es stets mit dem Schein und dem Ausgang einer Sache; und die Welt ist voller Pöbel. Die wenigen Klügeren aber kommen nur dann zur Geltung, wenn der große Haufe nicht weiß, woran er sich halten soll. Ein Fürst unserer Zeit, den ich lieber nicht nenne¹, pre-

¹ Gemeint ist Ferdinand von Aragonien, der die Eroberung der Königreiche Neapel und Navarra nur seiner Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit verdankte.

**FORSTEN-
SPIEGEL**

nach außen alles sicher ist, so wird auch im Innern Ordnung herrschen, wofern keine Verschwörung die Ruhe stört. Und selbst wenn das Ausland sich rührt, der Fürst aber alles so geordnet und sich so benommen hat, wie ich es sagte, so wird er, wenn er sich selbst treu bleibt, jedem Angriff standhalten, wie ich es an dem Beispiel des Spartaners Nabis gezeigt habe. Von den Untertanen aber ist, wenn das Ausland sich ruhig verhält, nur zu befürchten, daß sie sich heimlich verschwören; und dagegen sichert sich der Fürst hinreichend, wenn er Haß und Verachtung vermeidet und das Volk zufriedenstellt. Dies aber muß er befolgen, wie oben ausgeführt wurde. Eines der wirksamsten Mittel gegen Verschwörungen, das ein Fürst hat, ist, allgemein Haß und Verachtung zu meiden; denn wer immer sich verschwört, glaubt, durch den Tod des Fürsten das Volk zufriedenzustellen. Weiß er hingegen, daß er das Volk dadurch beleidigt, so fehlt ihm der Mut, dergleichen zu unternehmen, denn die Schwierigkeiten einer Verschwörung sind zahllos. Die Erfahrung zeigt, daß viele Verschwörungen gemacht, aber wenige geglückt sind; denn wer sich verschwört, kann nicht allein bleiben, und Gefährten findet er nur in denen, die er für unzufrieden hält. Sobald du aber einem Unzufriedenen deine Absichten enthüllst, so gibst du ihm eine Gelegenheit, sich einen großen Vorteil zu verschaffen. Denn da er auf der einen Seite einen sicheren Gewinn, auf der anderen aber nichts als Ungewißheit und Gefahr sieht, so muß er entweder ein geschworener Feind des Fürsten oder ein seltener Freund sein, um dir die Treue zu halten. Kurz, auf seiten der Verschwörer ist nichts als Furcht, Eifersucht und Angst vor Strafe, die ihren Mut lähmen; auf seiten des Fürsten aber ist die Majestät seines Standes, die Gesetze, der Beistand der Freunde und der Staat, die ihn schützen, so daß, wenn zu alledem noch die Liebe des Volkes hinzukommt, kein Mensch so verwegen sein kann, sich zu verschwören. Denn wenn ein Verschwörer gewöhnlich schon vor der Ausführung seines Anschlages Schlim-

62
Handwritten notes in German script:
 ... das man ... in ... für ... gut
 ... wenn ... und ... das ...
 ... die ...
 ...
 ... für ...

FÜRSTEN- auf der Furcht beruht, und um das Volk zu schützen, ohne die
SPIEGEL Sorge dafür dem König allein zu überlassen, vielmehr ihm die Last abzunehmen, die er mit den Großen gehabt hätte, wenn er das Volk begünstigte, und mit dem Volke, wenn er die Großen bevorzugte, so schuf er einen dritten Richter, der ohne Belastung des Königs die Großen züchtigte und die Kleinen begünstigte. Es gibt keine bessere und klügere Einrichtung für die Sicherheit des Staats wie des Königs. Hieraus läßt sich noch eine andere Lehre ziehen, daß die Fürsten alle harten Maßregeln durch andere ausführen lassen und Gnadensachen sich selbst vorbehalten sollen. Ferner schließe ich, daß ein Fürst den Großen mit Achtung begegnen soll, ohne sich jedoch beim Volke verhaßt zu machen. Es mag vielleicht manchem so scheinen, daß Leben und Tod vieler römischer Kaiser ein Gegenbeispiel für meine Ansicht seien, da doch mancher, der sich hervorragend benommen und eine große Gesinnung gezeigt hat, den Thron verloren oder durch Verschwörungen seiner Untertanen gar das Leben eingebüßt hat.

Um diesem Einwand zu begegnen, will ich den Charakter einiger römischer Kaiser durchgehen und die Gründe für ihren Sturz aufzeigen, welche dem, was ich angeführt habe, nicht widersprechen. Dabei werde ich gelegentlich auch ein Licht auf das fallen lassen, was dem Leser der römischen Kaisergeschichte auffällt, und zwar von dem Philosophenkaiser Mark Aurel bis zu Maximinus. Es waren dies folgende Kaiser: Mark Aurel, dessen Sohn Commodus, Pertinax, Julianus, Severus, dessen Sohn Antonius Caracalla, Macrinus, Heliogabal, Alexander und Maximinus. Zunächst ist zu bemerken, daß, während in anderen Reichen nur der Ehrgeiz der Großen und der Übermut des Volkes zu bekämpfen ist, die römischen Kaiser noch eine dritte Schwierigkeit zu bestehen hatten, nämlich die Habsucht und Grausamkeit des Kriegsvolkes. Diese Schwierigkeit war so groß, daß sie den Untergang mehrerer Kaiser herbeiführte, weil es sehr schwer ist, die Soldaten und

FÜRSTEN- schwerden ertrug und leckere Speisen sowie alle Arten von
SPIEGEL Verweichlichung verachtete, was ihm die Liebe aller Heere erwarb. Nichtsdestoweniger war seine Grausamkeit und Wildheit so unerhört, daß er in zahllosen Bluttaten einen großen Teil der Bevölkerung von Rom und von Alexandria tötete. Er zog sich dadurch den Haß der ganzen Welt zu und begann auch von seiner Umgebung gefürchtet zu werden, so daß ein Centurio ihn mitten in seinem Heere umbrachte. Hierbei ist zu bemerken, daß die Fürsten einen derartigen Tod, den ein entschlossener und hartnäckiger Geist sich vornimmt, gar nicht vermeiden können, denn jeder, der sein eignes Leben aufs Spiel setzt, kann das vollbringen. Dennoch hat ein Fürst dergleichen weniger zu fürchten, denn es kommt höchst selten vor. Er muß sich nur hüten, einen aus seiner Umgebung, den er für die Regierungsgeschäfte benutzt, gröblich zu beleidigen, wie es Antoninus tat, der einen Bruder des Centurio schmähdlich hatte ermorden lassen und diesen selbst täglich bedrohte, ihm aber nichtsdestoweniger seine Leibwache anvertraute. Das war tollkühn und mußte zu seinem Untergang führen, wie es auch geschehen ist. Wir kommen zu Commodus, dem es nicht schwer wurde, die Herrschaft zu behaupten, die er als Sohn des Mark Aurel ererbt hatte. Er brauchte nur in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, so hätte er das Volk und die Soldaten zufriedengestellt. Da er aber ein grausames und rohes Gemüt hatte, so begann er das Heer zu begünstigen und es ausarten zu lassen, um seine Raubgier am Volke zu befriedigen. Andererseits wahrte er seine Würde nicht, indem er oft in die Arena hinabstieg, um mit den Gladiatoren zu kämpfen, und andere gemeine und der Kaiserwürde wenig anstehende Dinge tat, wodurch er den Soldaten verächtlich ward. Und da er so von den einen gehaßt und von den andern verachtet ward, so entstand eine Verschwörung gegen ihn, und er fiel. Es bleibt uns nur noch ein Blick auf den Charakter des Maximinus. Dieser war sehr kriegerisch, und da das Heer von der Weichlich-

**FÜRSTEN-
SPIEGEL** aus seinem Reiche vertrieb: ein Ereignis, wie es erstaunlicher und seltener nicht sein konnte. Unter dem gleichen Vorwande fiel er in Afrika ein, führte einen Feldzug in Italien und griff schließlich Frankreich an. Derart unternahm und plante er stets große Dinge, welche die Gemüter seiner Untertanen in Spannung und Bewunderung sowie in Erwartung ihres Ausgangs erhielten. Diese seine Handlungen entsprangen eine aus der anderen, so daß niemand Zeit fand, dazwischenzugreifen und etwas dagegen zu tun.

Auch ist es für einen Herrscher sehr vorteilhaft, in der inneren Verwaltung seltene Dinge zu tun, wie solches von Messer Bernabò von Mailand berichtet wird, z. B. wenn Gelegenheit entsteht, jemanden, der im bürgerlichen Leben etwas im guten wie im schlechten Außerordentliches vollbracht hat, derart zu belohnen oder zu bestrafen, daß viel davon geredet wird. Vor allem muß ein Fürst danach trachten, in jeder seiner Handlungen den Ruf eines großen und hervorragenden Mannes zu bewähren. Auch verschafft es einem Fürsten Ansehen, wenn er sich als echter Freund oder Feind erweist, d. h. wenn er ohne jede Rücksicht die Partei des einen oder des anderen nimmt, was stets nützlicher ist, als neutral zu bleiben. Denn wenn zwei mächtige Nachbarn von dir handgemein werden, so hast du von dem Sieger entweder etwas zu befürchten oder nicht. Hier wie dort wird es stets nützlicher für dich sein, Farbe zu bekennen und ehrlich Partei zu ergreifen; denn im ersten Falle wirst du, wenn du neutral bleibst, stets die Beute des Siegers, zur Genugtuung und Freude des Besiegten, und du findest nichts, was dich rettet, keinen, der dir Zuflucht bieten kann; denn der Sieger will keine verdächtigen Freunde, die ihm im Unglück nicht beistehen können, und der Besiegte bietet dir keine Zuflucht, da du sein Schicksal nicht mit bewaffneter Hand teilen wolltest.

Antiochus war auf Betreiben der Ätolier nach Griechenland gekommen, um die Römer zu vertreiben. Er schickte redege-

FÜRSTEN- er selbst zu verbinden, um andere zu bekriegen, sofern ihn die
SPIEGEL Not nicht dazu zwingt, wie oben gesagt worden. Denn siegt er,
so bist du in seiner Hand, und eben das muß ein Fürst tun-
lichst vermeiden. Die Venezianer verbanden sich mit Frank-
reich gegen den Herzog von Mailand, was wohl zu vermeiden
war und ihnen zum Verderben gereichte. Ist es aber unver-
meidlich, so wie es den Florentinern geschah, als der Papst und
Spanien im Bunde in die Lombardei einfielen, dann freilich
muß ein Fürst der Not gehorchen, wie oben begründet wurde.
Kein Staat glaube jemals, mit Sicherheit auf etwas rechnen zu
können, vielmehr rechne er auf die Unsicherheit aller Dinge,
denn es geht auf Erden so zu, daß man nie einer Unbequem-
lichkeit zu entgehen sucht, ohne in eine andere zu geraten.
Die Klugheit aber besteht darin, ihre Größe richtig abzu-
schätzen und das geringere Übel als Vorteil zu betrachten.

Ferner soll ein Fürst die Tüchtigkeit lieben und die Treffli-
chen in jedem Fache ehren. Er soll seine Bürger anfeuern,
ihrem Berufe emsig obzuliegen, sowohl im Handel wie im
Ackerbau und in allen anderen Gewerbszweigen, damit sie
nicht ablassen, ihren Besitz zu mehren, aus Angst, daß er
ihnen genommen werde, noch aus Furcht vor Steuern ihren
Handel vernachlässigen. Vielmehr soll er jeden dazu ermun-
tern und alle belohnen, welche die Stadt oder den Staat auf
irgendeine Weise bereichern wollen. Ferner muß er zu den ge-
hörigen Zeiten im Jahre das Volk mit Festen und Schauspielen
beschäftigen, und da jede Stadt in Zünfte oder Gewerke einge-
teilt ist, so soll er diesen Zusammenkünften bisweilen beiwoh-
nen, sich menschenfreundlich und freigebig erweisen, dabei
aber seine Würde stets wahren, denn an dieser darf er es bei
keiner Gelegenheit fehlen lassen.

Die Wahl der Minister ist für einen Fürsten von nicht geringer
Bedeutung; sie sind je nach seinem Scharfblick gut oder
schlecht. Das erste Urteil, das man sich über einen Herrscher
und über seinen Verstand bildet, beruht auf den Personen, die
ihn umgeben. Sind sie tüchtig und treu, so wird er stets für weise
gelten, weil er sie als tüchtig erkannt hat und sie sich treu zu
erhalten wußte. Ist das nicht der Fall, so kann man über ihn
kein gutes Urteil fällen, da er den ersten Mißgriff in ihrer Wahl
getan hat. Wer je Messer Antonio von Venafro, den Minister
des Pandolfo Petrucci, des Fürsten von Siena, gekannt hat,
mußte den Pandolfo für einen sehr tüchtigen Mann halten, da
er jenen zum Minister hatte. Denn es gibt drei Arten von
Köpfen: die eine erkennt alles von selbst, die zweite nur, wenn
es ihr von anderen gezeigt wird, die dritte sieht nichts ein, we-
der von selbst noch durch die Darlegungen anderer. Die erste
ist hervorragend, die zweite ist gut, die dritte nichts nütze.
Wenn Pandolfo nicht zur ersten Klasse gehörte, so doch zur
zweiten; denn wer so viel Urteil besitzt, um das Gute und
Schlechte, was andere tun und sagen, zu unterscheiden, der
wird, wenn er auch selbst keinen erfinderischen Geist hat, die
guten und schlechten Handlungen seiner Minister erkennen,
die einen loben und die anderen tadeln; kein Minister kann
hoffen, ihn zu hintergehen, und bleibt ehrlich. Wie aber kann
ein Fürst den Minister durchschauen? Der Prüfstein dafür ist
dieser: Wenn du merkst, daß der Minister mehr an sich als an
dich denkt und bei allem, was er tut, seinen eignen Vorteil be-
treibt, so wird er nie ein guter Minister werden, noch ist je Ver-
laß auf ihn. Denn wer die Regierungsgeschäfte in Händen hat,
darf nie an sich, sondern muß stets an den Fürsten denken und
ihm nie mit etwas anliegen, was nicht den Staat betrifft. An-
drerseits soll der Fürst, um ihn redlich zu erhalten, an den Mi-

nister denken, ihm Ehre und Reichtum zuwenden, ihn sich verbinden, damit er sehe, daß er ohne den Fürsten nicht bestehen kann. Er soll ihn so mit Ehren überhäufen, daß er nicht nach höheren trachtet, und ihn reich genug machen, daß er nicht noch mehr begehrt, ihm Ämter genug verleihen, daß er jede Umwälzung fürchten muß. Wenn also die Minister so beschaffen sind und die Fürsten ihre Minister so behandeln, können beide einander trauen, andernfalls nimmt es mit dem einen oder dem anderen stets ein schlechtes Ende.

23. KAPITEL

Wie Schmeichler zu fliehen sind

Nicht übergehen kann ich ein wichtiges Kapitel und einen Fehler, den die Fürsten nur schwer vermeiden, wenn sie nicht sehr gescheit sind oder kein Glück in ihrer Wahl haben. Es handelt sich um die Schmeichler, deren die Höfe voll sind; denn die Menschen sind so selbstgefällig und geben sich so leicht der Selbsttäuschung hin, daß sie sich dieser Ansteckung nur schwer entziehen; und wer sich ihrer erwehren will, läuft leicht Gefahr, verachtet zu werden. Denn es gibt kein anderes Mittel, um sich gegen die Schmeichelei zu sichern, als die Menschen erkennen zu lassen, daß sie dir die Wahrheit sagen können, ohne dich zu verletzen; darf dir aber jeder die Wahrheit sagen, so hört die Ehrfurcht auf. Daher muß ein kluger Fürst einen dritten Weg einschlagen, indem er weise Männer beruft und ihnen allein verstattet, ihm die Wahrheit zu sagen, aber nur über die Dinge, nach denen er fragt, und nicht über andere. Er muß sie aber über alles befragen, ihre Meinung anhören und dann seine eignen Entschluß fassen. Mit diesen Ratgebern muß er es so halten, daß jeder von ihnen weiß, daß er ihm desto lieber ist, je freimütiger er spricht. Außer diesen aber muß er niemandem sein Ohr leihen, auf Beschlossenes nicht zurückkommen und in seinen Entschlüssen fest

bleiben. Wer es anders macht, den stürzen entweder die Schmeichler ins Verderben oder er wird wankelmütig infolge der Verschiedenheit der Meinungen, und das macht ihn verächtlich. Ich möchte ein Beispiel hierfür aus der neuesten Geschichte anführen. Pater Lukas, ein Vertrauter des jetzigen Kaisers Maximilian, sagte von diesem, er nähme von keinem Rat an und täte auch nichts nach seinem eignen Willen. Der Grund dafür ist, daß er das Gegenteil von dem oben Angeführten tut. Denn der Kaiser ist ein verschlossener Mann, eröffnet niemanden seine Absichten und fragt niemanden um Rat. Wenn er aber seine Pläne ins Werk setzt, so daß sie bekannt werden, so finden sie Widerspruch bei seiner Umgebung, und da er von nachgiebiger Gemütsart ist, so läßt er sich davon abbringen. Daher kommt es, daß er das, was er an einem Tage beginnt, am nächsten Tage vernichtet, und daß man nie daraus klug wird, was er eigentlich vor hat, und sich auf seine Entschlüsse nie verlassen kann. Ein Fürst muß sich also beständig beraten lassen, aber dann, wenn er will, und nicht, wenn andere es wollen; vielmehr muß er jedem den Mut nehmen, ihm ungefragt Rat zu erteilen; er aber muß reichlich fragen und alsdann über das Gefragte geduldig die Wahrheit anhören, ja wenn er merkt, daß jemand sie ihm aus irgendwelchen Gründen nicht sagt, ihm zürnen. Und wenn einige glauben, daß mancher Fürst, der für gescheit gilt, dies nicht seinem eignen Kopfe, sondern den guten Ratschlägen seiner Umgebung verdankt, so irren sie ohne Zweifel; denn es ist eine allgemeine, untrügliche Regel, daß ein Fürst, der selbst nicht weise ist, auch nicht gut beraten wird, wofern er sich nicht zufällig auf einen einzigen, sehr gescheiten Mann verläßt, der ihn in allem regiert. In diesem Falle mag er zwar gut geleitet werden, es währt aber nicht lange, denn ein solcher Minister wird ihm bald die Herrschaft entreißen. Ein Fürst aber, dem es an Weisheit fehlt und der sich mit mehreren berät, wird nie übereinstimmende Ratschläge erhalten, noch es

verstehen, sie in Einklang zu bringen. Jeder seiner Räte wird stets an seinen eignen Vorteil denken, und er wird es weder bemerken, noch sie davon abbringen. Andere aber wird er nie finden, denn die Menschen sind immer schlecht, wenn die Notwendigkeit sie nicht gut macht. Ich schließe also, daß gute Ratschläge, von wem sie auch kommen mögen, aus der Klugheit des Fürsten entspringen müssen, und nicht die Klugheit des Fürsten aus guten Ratschlägen.

24. KAPITEL

Warum die Fürsten Italiens ihre Herrschaft verloren haben

Wird alles Obengenannte weislich befolgt, so kommt ein neuer Fürst einem alten gleich und ist bald sicherer und fester im Besitz seiner Herrschaft, als wenn sie ihm angestammt wäre. Denn ein neuer Fürst wird in seinen Handlungen weit mehr beobachtet als ein erblicher; und erkennt man sie als hervorragend, so gewinnt er die Menschen weit mehr und macht sich bei ihnen beliebter als ein altes Geschlecht; denn den Menschen bedeutet die Gegenwart viel mehr als die Vergangenheit, und befinden sie sich in der Gegenwart wohl, so genießen sie sie und verlangen nichts anderes; ja sie nehmen in jeder Weise für den Fürsten Partei, wenn er im übrigen nur sich selbst treu bleibt. Derart erwirbt er doppelten Ruhm, indem er eine neue Herrschaft gründet, sie zu Ehren bringt und mit guten Gesetzen, guter Kriegsmacht, guten Freunden und gutem Beispiel versieht. Doppelte Schande aber trifft den, der, als Fürst geboren, seinen Staat durch Unverstand verliert. Betrachtet man die Fürsten Italiens, die in unserer Zeit ihre Staaten verloren haben, wie den König von Neapel, den Herzog von Mailand und andere, so findet man zuerst einen gemeinsamen Fehler betreffs ihrer Kriegsmacht, wie oben ausgeführt wurde. Ferner sieht man, daß dieser oder jener von ihnen entweder das Volk zum Feinde gehabt hat, oder wenn er es zum Freunde hatte,

sich der Großen nicht zu versichern verstand. Denn ohne solche Fehler geht kein Staat verloren, der Kraft genug besitzt, um ein Heer ins Feld zu stellen. Philipp von Mazedonien, nicht der Vater Alexanders des Großen, sondern der, welchen Titus Quinctius besiegte, hatte keinen großen Staat im Vergleich zur Größe der Römer und der Griechen, die ihn angriffen; trotzdem hielt er Jahre lang den Krieg gegen sie aus, weil er kriegsräthig war, das Volk zu behandeln verstand und sich der Großen versicherte, und wenn er zuletzt auch diese oder jene Stadt verlor, so behielt er doch sein Reich. Unsere Fürsten hingegen, die eine lange besessene Herrschaft verloren haben, mögen nicht das Schicksal anklagen, sondern ihre eigene Feigheit; denn sie haben in ruhigen Zeiten nie daran gedacht, daß diese sich ändern können (der gewöhnliche Fehler der Menschen, bei gutem Wetter nicht an den Sturm zu denken), und dann, als schlimme Zeiten kamen, haben sie statt an Verteidigung an Flucht gedacht und sich eingebildet, die Völker würden sie aus Überdruß an der Frechheit der Sieger zurückrufen. Dies mag gut sein, wenn kein andrer Ausweg bleibt, aber sehr übel, wenn man andre Mittel und Wege dafür in Tausch gibt; denn kein Mensch wird fallen, in der Hoffnung, daß ihm ein anderer wieder aufhelfe. Denn dies geschieht entweder gar nicht, oder wenn es geschieht, so ist es sehr unsicher für dich, da es nicht von dir abhängt. Zudem ist es ein niedriges Mittel. Nur die Verteidigung ist gut, sicher und dauerhaft, welche von dir selbst und von deiner eigenen Tapferkeit abhängt.

25. KAPITEL

Welche Macht das Glück in den menschlichen Dingen hat, und wie man ihm widerstehen kann

Ich weiß wohl, daß viele der Meinung waren und noch sind, daß die irdischen Dinge derart vom Glück und von Gott regiert werden, daß die Menschen sie mit all ihrer Klugheit nicht

lich, daß ein Fürst, der sich ganz auf das Glück verläßt, zu- KAPITEL 25
grunde geht, sobald dieses sich wendet. Ferner glaube ich, daß
der Glück hat, dessen Handlungsweise dem Charakter der
Zeit entspricht, während der Unglück hat, der mit seiner Zeit
in Widerspruch steht. Denn man sieht die Menschen in dem,
was sie sich vorgesetzt haben, sei es Ruhm oder Reichtum,
auf verschiedene Arten zum Ziele streben, einer vorsichtig,
der andere ungestüm, einer mit Gewalt, der andere mit List,
einer mit Geduld, der andere mit dem Gegenteil; und jeder
kann auf seine besondere Weise dazu gelangen. Ferner sieht
man zwei Vorsichtige, von denen der eine zum Ziele kommt,
der andere nicht. Ebenso gelingt es Zweien auf verschiedene
Weise gleichermaßen, dem einen mit Vorsicht, dem anderen
mit Ungestüm; und dies hängt lediglich davon ab, ob sie sich
dem Charakter der Zeit anpassen oder nicht. Daher kommt es,
wie gesagt, daß zwei verschieden Handelnde die gleiche Wirk-
kung erzielen, und daß von zwei gleich Handelnden der eine
sein Ziel erreicht, der andere nicht. Daher auch die Wechsel-
fälle des Glücks; denn wenn einer sich mit Vorsicht und Ge-
duld benimmt und die Zeitumstände derart sind, daß sein Be-
nehmen gut ist, so gelingt ihm sein Vorhaben; ändern sich
aber die Verhältnisse, so geht er zugrunde, weil er sein Beneh-
men nicht ändert. Nun aber ist ein Mensch selten so klug, daß
er sich diesem Wandel anzupassen verstände, teils, weil er den
Weg nicht verlassen kann, den seine natürliche Anlage ihm
weist, teils weil jemand, der auf einem eingeschlagenen Wege
stets Glück hat, sich nicht überzeugen kann, daß es gut wäre,
ihn zu verlassen. Und so kommt es, daß ein vorsichtiger Mann,
wenn die Zeit zur Entscheidung gekommen ist, nicht zu han-
deln wagt und zugrunde geht. Hätte er aber seine Natur mit
den Zeitumständen geändert, so hätte das Schicksal sich nicht
geändert.

Papst Julius II. ging in allen Dingen mit Ungestüm zu
Werke und fand die Zeitumstände mit dieser Handlungsweise

so im Einklang, daß er stets Glück hatte. Man denke nur an seine erste Unternehmung gegen Bologna, als Giovanni Bentivoglio noch lebte. Den Venezianern war dies mißliebig; die Könige von Spanien und Frankreich planten die gleiche Unternehmung. Nichtsdestoweniger unternahm Julius diesen Angriff persönlich mit seinem wilden Ungestüm; sein Auftreten hielt Venedig und Spanien zurück, jenes aus Furcht, dieses durch die Begierde, das ganze Königreich Neapel zu erobern. Andererseits gewann er den König von Frankreich für sich; denn nachdem dieser gesehen, daß der Papst Ernst machte und ihn auf seiner Seite wünschte, um die Venezianer zu demütigen, so glaubte er ihn nicht offen beleidigen zu dürfen, indem er ihm die Hilfstruppen abschlug. Julius II. erreichte durch sein ungestümes Vorgehen also mehr, als irgendein anderer Papst mit aller menschlichen Klugheit ausgerichtet hätte. Denn hätte er mit dem Aufbruch von Rom gezaudert, bis alles fest bestimmt und geregelt war, wie ein anderer Papst es gemacht hätte, so wäre es ihm nie gelungen. Der König von Frankreich hätte dann tausend Entschuldigungen gefunden, und die anderen hätten ihm tausend Besorgnisse erregt. Ich übergehe alle seine anderen Handlungen, welche alle dieser ähnlich waren und ihm alle gelangen. Die Kürze der Zeit ließ es nicht zu, daß er ein widriges Schicksal erfuhr. Wären aber Zeiten gekommen, wo er mit Vorsicht zu Werke gehen mußte, so wäre er zugrunde gegangen, weil er den Weg, den die Natur ihm wies, niemals verlassen hätte. Ich schließe also, da das Glück wechselt, die Menschen aber auf dem eingeschlagenen Wege verharren, daß sie nur so lange Glück haben, als Glück und Weg übereinstimmen, dagegen Unglück haben, sobald ein Mißklang entsteht. Das aber meine ich, daß es besser sei, ungestüm als vorsichtig zu sein, denn das Glück ist ein Weib, und wer es bezwingen will, muß es schlagen und stoßen; und man sieht, daß es sich leichter von diesen besiegen läßt, als von solchen, die kaltblütig zu Werke gehen. Darum ist es

FURSTEN- dem Übermut der Barbaren erlöst! Seht, wie bereit und willig
SPIEGEL, es ist, der Fahne zu folgen, wenn nur einer käme, der sie er-
griffe. Es ist aber gegenwärtig keiner, auf den es hoffen könnte,
als in eurem erlauchten Hause, welches durch seine Tüchtig-
keit und sein Glück, von Gott und der Kirche begünstigt, an
deren Spitze es jetzt steht, die Führung bei diesem Befreiungs-
werk ergreifen könnte. Das wird Euch nicht schwer fallen,
wenn Ihr die Taten und das Leben der oben dargestellten Per-
sonen vor Augen behaltet. Und obwohl das seltene und her-
vorragende Menschen waren, so waren sie doch Menschen,
und keiner von ihnen hatte so günstige Gelegenheit wie gegen-
wärtig; denn ihre Unternehmungen waren weder gerechter
noch leichter als diese, noch war Gott mehr mit ihnen als mit
Euch. Hier ist eine gerechte Sache, denn dieser Krieg ist ge-
recht und notwendig, und die Waffen sind heilig, wenn auf
nichts als auf sie zu hoffen ist. Hier ist alles bereit, und wo das
der Fall ist, kann es nicht schwer fallen, wofern man nur dem
Beispiel derer folgt, die ich als Muster aufgestellt habe. Über-
dies hat Gott Zeichen und Wunder ohnegleichen gesandt;
das Meer hat sich aufgetan, eine Wolke hat Euch den Weg ge-
zeigt, aus dem Felsen ist Wasser geflossen, Manna ist vom
Himmel geregnet, alles hat sich vereint zu Eurer Größe; das
übrige müßt Ihr selbst tun. Gott tut nicht alles, um uns nicht
die Freiheit des Willens zu nehmen, noch den Teil des Ruhmes,
der uns gebührt. Auch ist es nicht zu verwundern, daß keiner
der genannten Italiener das hat vollbringen können, was man
von Eurem erlauchten Hause erhoffen kann, und daß trotz
so vieler Umwälzungen Italiens und trotz so vieler Kriegsläufe
die kriegerische Tugend erloschen scheint. Denn dies kommt
daher, daß die alten militärischen Einrichtungen nichts taugten
und daß keiner aufgetreten ist, der neue zu erfinden gewußt
hätte. Nichts bringt einem zur Macht Aufstrebenden mehr Ehre
als neue Gesetze und neue Einrichtungen, die er erfindet. Sind
diese gut begründet und besitzen sie Größe, so tragen sie ihm

ANTIMA- so unzertrennlich, daß sie sein Haus nicht untergehen lassen kön-
CHIAVELL nen, ohne ihren eigenen Sturz als gewisse und notwendige Folge
vorauszusehen.

Heutzutage tragen auch die zahlreichen Truppen und die mächtigen Heere, welche die Fürsten in Friedens- wie in Kriegszeiten unterhalten, zur Sicherheit der Staaten bei. Sie setzen dem Ehrgeiz der benachbarten Fürsten Schranken; sie sind gezückte Schwerter, welche die Schwerter der anderen in der Scheide halten.

Doch es genügt nicht, daß der Fürst nach Machiavells Wort *di ordinaria industria* sei; ich möchte auch, daß er sich bestrebe, sein Volk glücklich zu machen. Ein zufriedenes Volk wird nicht auf Empörungen sinnen; ein glückliches Volk fürchtet den Verlust seines Fürsten, der zugleich sein Wohltäter ist, mehr, als dieser Fürst selbst die Abnahme seiner Macht je fürchten kann. Nie hätten die Niederländer sich gegen die Spanier empört, wenn die Tyrannei der letzteren nicht alle Grenzen überschritten hätte, so daß die Niederländer nicht unglücklicher werden konnten, als sie es schon waren.

Die Königreiche Neapel und Sizilien sind mehrmals von der Herrschaft der Spanier in die des Kaisers übergegangen und umgekehrt; und immer war die Eroberung sehr leicht, weil beide Mächte gleich strenge regierten und diese Völker in ihren neuen Herren stets Befreier zu finden hofften.

Welch ein Unterschied zwischen diesen Neapolitanern und den Lothringern! Als die letzteren ihre Herrschaft wechseln mußten, war ganz Lothringen in Tränen. Sie jammerten, daß sie den Stamm jener Herzöge verlieren sollten, die so viele Jahrhunderte lang ihr Land besessen und unter denen sich mehrere durch ihre Güte so ausgezeichnet hatten, daß sie den Königen als Muster hingestellt zu werden verdienten. Das Andenken des Herzogs Leopold war den Lothringern noch so teuer, daß, als seine Witwe Luneville verlassen mußte, das ganze Volk sich vor ihrer Kutsche auf die Knie warf und die Pferde mehrfach angehalten wurden. Man hörte überall nur Wehklagen und sah nichts als Tränen.

ANTIMA- Staaten gelten, die volkreich genug sind, um eine genügende Anzahl von Soldaten zu liefern. Ich bin mit dem Verfasser überzeugt, daß ein Staat von Mietlingen schlecht bedient wird und daß die im Lande ansässigen Soldaten jene an Mut und an Treue weitaus übertreffen.

Vor allem ist es gefährlich, seine Untertanen in Untätigkeit erschaffen und durch Weichlichkeit verzärteln zu lassen, indes Kriegsstrapazen und Gefechte die Nachbarn abhärten.

Man hat schon öfters bemerkt, daß Staaten, die einen Bürgerkrieg hinter sich haben, ihren Feinden bei weitem überlegen sind; denn in einem Bürgerkriege ist jedermann Soldat. Das Verdienst tut sich dann unabhängig von der Hofgunst hervor, alle Talente kommen zur Entwicklung, und die Menschen gewöhnen sich, all ihr Können und all ihren Mut zu entfalten.

Indes gibt es Fälle, welche eine Ausnahme von jener Regel zu verlangen scheinen. Bringt ein Staat oder ein Reich nicht so viel Menschen hervor, als zu den Heeren erforderlich sind und als der Krieg verzehrt, so zwingt die Not dazu, Mietstruppen zu Hilfe zu nehmen, als das einzige Mittel, den Mangel zu ersetzen. Man findet alsdann Auswege, um den meisten Schwierigkeiten abzuweichen, und vermischt — was freilich bei dieser Art von Miliz nach Machiavells Meinung fehlerhaft ist — die Ausländer sorgfältig mit den Eingeborenen, um jene vor Zusammenrottungen unter sich abzuhalten. Man unterwirft sie der gleichen Zucht und gewöhnt sie zur gleichen Treue; man richtet sein Augenmerk vor allem darauf, daß die Zahl der Ausländer die der Einheimischen nicht übersteigt. Ein nordischer König hat sein Heer auf diese Weise aus gemischten Truppen zusammengesetzt, und er ist darum nicht minder mächtig und furchtgebietend.¹

Die meisten europäischen Truppen setzen sich aus Landeskindern und aus Söldnern zusammen. Die Ackerbauer und Städter entrichten eine bestimmte Auflage zum Unterhalt der zu ihrer Verteidigung angeworbenen Truppen und ziehen selbst nicht mehr in den Krieg. Die Soldaten rekrutieren sich aus der Hefe der Bevölkerung, aus Faulenzern, die lieber müßig gehen als arbeiten, aus lüderlichem Volke, das im Heere Ungebundenheit und Straflösig-

¹ Gemeint ist der Soldatenkönig, Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

* Bestätigt durch die fr. Revolution von 1789, die die Heereskraft für Napoleons europäische Kriege lieferte.

keit sucht, aus jungen Brauseköpfen, die ihren Eltern nicht gehorchen wollten und sich aus Leichtsinne anwerben ließen. Diese alle hegen nicht mehr Zuneigung und Anhänglichkeit zu ihrem Herrn als die Ausländer.

Welch ein Unterschied zwischen diesen Truppen und den welt-erobrenden Römern! Die gegenwärtig in allen Heeren so häufigen Desertionen waren bei den Römern etwas Unerhörtes. Jenen Kriegern, die für ihre Familie, für ihre Hausgötter, für das römische Bürgerrecht, kurz für alles fochten, was ihnen im Leben das Liebste war, fiel es nicht ein, so viele Rücksichten auf einmal durch feiges Davonlaufen zu verraten.

Die Sicherheit der europäischen Großstaaten beruht darauf, daß ihre Truppen fast alle gleichwertig sind und daß in dieser Hinsicht keiner einen Vorzug vor dem andern hat. Nur die schwedischen Truppen sind zugleich Bürger, Bauern und Soldaten; wenn sie aber in den Krieg ziehen, so bleibt im Lande fast niemand zurück, um den Acker zu bebauen; und so vermögen sie auf die Dauer also nichts auszurichten, ohne sich selbst mehr zu schaden als ihren Feinden.

Soviel von den Mietstruppen. Was die Art betrifft, wie ein großer Fürst Krieg führen soll, so trete ich Machiavells Meinung völlig bei. In der Tat soll ein großer Fürst die Anführung seiner Truppen selbst übernehmen. Sein Heer ist seine Residenz; das fordert sein Vorteil, seine Pflicht, sein Ruhm, kurz alles, von ihm. Wie er das Oberhaupt der Justiz ist, so ist er gleichfalls der Verteidiger seines Volkes; dies ist eine der wichtigsten Befugnisse seines Amtes, welche er folglich niemand als sich selbst anvertrauen darf. Sein eigener Vorteil scheint es unumgänglich zu fordern, daß er persönlich bei seinem Heere anwesend ist, weil alle Befehle von ihm ausgehen und weil alsdann Beratung und Ausführung mit der größten Schnelligkeit aufeinander folgen.

Überdies macht seine Anwesenheit dem Zwiespalt der Generale ein Ende, der für das Heer so verhängnisvoll und dem Nutzen des Kriegsherrn so nachteilig ist. Sie bringt ferner mehr Ordnung in die Besorgung der Magazine, der Munition und der Verpflegung, ohne die selbst ein Cäsar an der Spitze von hunderttausend Mann nichts ausrichten wird. Da der Fürst die Schlachten schlagen läßt, so sollte er sie auch leiten und seinen Truppen durch seine Gegen-

ANTIMA- wart den Geist der Tapferkeit und des Vertrauens einflößen; er
CHIAVELL, steht nur darum an der Spitze, um ihnen ein Vorbild zu geben.

Aber, wird man einwenden, nicht jeder ist zum Soldaten geboren, und viele Fürsten besitzen weder das Talent, noch die Erfahrung, noch den Mut, um ein Heer zu führen. Das ist wahr; aber gibt es nicht in jedem Heere einsichtsvolle Generale, deren Rat der Fürst nur zu befolgen braucht? Der Krieg wird alsdann immer noch besser geführt werden, als wenn der Heerführer von einem Ministerium bevormundet wird, das nicht beim Heere ist und die Umstände daher nicht zu beurteilen vermag, wohl aber den geschicktesten Anführer oft daran hindert, seine Fähigkeit zu zeigen. *

Am Ende dieses Kapitels will ich noch einen Ausdruck Machiavells bemerken, der mir sonderbar vorgekommen ist. „Die Venezianer“, sagt er, „mißtrauten dem Herzog von Carmagnola, der ihre Truppen befehligte und sahen sich deshalb genötigt, ihn aus der Welt zu schaffen.“ Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht verstehe, was diese Wendung: „sich genötigt sehen, jemand aus der Welt zu schaffen“ heißen kann, wenn nicht ihn vergiften oder ermorden zu lassen. So glaubt der Lehrer des Verbrechens den schwärzesten Untaten einen Anstrich von Unschuld zu geben, indem er gelinde Ausdrücke von ihnen gebraucht.

Die Griechen pfl egten vom Tode nur in Umschreibungen zu reden; sie konnten nicht ohne geheimen Schauer an die Schrecken des Sterbens denken. Machiavell umschreibt die Verbrechen, weil sein Herz, das sich gegen seinen Verstand empört, die ruchlose Moral, die er lehrt, nicht roh zu verdauen vermag.

Welch trauriger Zustand, wenn man sich schämt, sich ändern so, wie man wirklich ist, zu zeigen, und dabei den Zeitpunkt, sich selbst zu prüfen, vermeidet!

13. KAPITEL

Machiavell treibt die Hyperbel aufs Äußerste, wenn er behauptet, daß ein kluger Fürst lieber mit seinen eignen Truppen sterben, als mit fremder Hilfe siegen werde. Ich glaube, ein Ertrinkender hört nicht auf die, welche ihm zurufen, daß es seiner unwürdig wäre, sein Leben ändern als sich selbst zu verdanken, und

* Siehe dazu die Bemerkungen, die Bismarck's Politik aus diesem in Preussen zu stark gepflegten Standpunkt erwachsen und Bismarck's daraus gefolgten Ansichten über die Politik im Feldzuge

roh und unwissend; dabei waren sie müßig und wußten sich nicht **KAPITEL 14** zu beschäftigen. Um die Zeit totzuschlagen, welche ihnen nie kurz genug werden wollte, vertrieben sie sich ihre Langeweile auf der Jagd. Sie vergeudeten ihre Zeit in den Wäldern, auf der Fährte des Wildes, da sie weder Fähigkeit noch Verstand genug besaßen, sie im Umgang mit verständigen Menschen hinzubringen. Ich frage, sind dies nachahmenswerte Beispiele? Soll Roheit die Lehrmeisterin der Bildung sein? Oder müssen nicht vielmehr die aufgeklärten Zeitalter den übrigen zum Vorbild dienen?

Ob Adam die Herrschaft über die Tiere erhalten hat oder nicht, will ich nicht untersuchen; das aber weiß ich wohl, daß wir grausamer und wilder als die Tiere selbst sind und daß wir jene vorgebliche Herrschaft auf eine sehr tyrannische Art ausüben. Wenn etwas uns über die Tiere erhebt, die wir jagen, so ist dies zweifellos unsere Vernunft. Die aber, welche die Jagd zu ihrem Berufe machen, haben den Kopf oft nur voller Pferde, Hunde und allerlei Tiere. Sie sind sehr oft ungeschliffen, und es ist zu befürchten, daß sie gegen die Menschen ebenso unmenschlich werden, wie sie es gegen die Tiere sind, oder doch, daß die grausame Gewohnheit, kaltblütig Leid zuzufügen, sie auch gegen ihre Mitmenschen fühllos macht. Und ein solches Vergnügen will man uns als ein edles anpreisen? Eine solche Beschäftigung soll eines denkenden Wesens so würdig sein?

Man wird mir einwenden, daß die Jagd der Gesundheit zuträglich sei; wie die Erfahrung gelehrt habe, würden die Jäger alt; die Jagd sei ein unschuldiges Vergnügen, welches sich für große Herren wohl schicke, weil es ihre Pracht sehen lasse, ihre Sorgen zerstreue und ihnen in Friedenszeiten die Bilder des Krieges vor Augen führe. Ich bin weit entfernt, ihre maßvolle Ausübung zu verurteilen; doch man habe wohl acht: diese Übung ist nur für die Unmäßigen nötig. Es gibt keinen Fürsten, der länger gelebt hat als der Kardinal von Fleury, der Kardinal Ximenes und der letzte Papst;¹ dennoch waren diese drei keine Jäger. Wozu braucht ein Mensch

¹ Der 1724 zum Papst erwählte Benedikt XIII. (Orsini) starb 1730 mit 81 Jahren. Der Kardinal Fleury starb 1743, über 90 Jahre alt. Kardinal Ximenes starb 1517 im Alter von 81 Jahren; da er nicht eines natürlichen Todes, sondern durch Gift starb, so hätte er noch länger leben können.

**ANTIMA-
CHIAVELL** auch den trägen und unnützen Faden seines Lebens bis in Methu-
salems Alter fortzuspinnen? Je mehr er gedacht, je mehr schöne
und nützliche Taten er vollbracht, desto länger hat er gelebt.

Auch schickt sich die Jagd unter allen Ergötzungen am wenig-
sten für die Fürsten. Sie können ihre Pracht auf hundert andere
und viel nützlichere Art zeigen. Und sollte der Wildreichtum zum
Schaden für die Landleute werden, so könnte man die Vernichtung
des Wildes sehr wohl den dazu besoldeten Jägern überlassen. Die
Fürsten aber sollten nur danach trachten, sich zu belehren und
gut zu regieren, um sich desto mehr Kenntnisse zu erwerben und
sich ein desto richtigeres Bild von ihrem Amte zu entwerfen und
danach zu handeln.

Vor allem muß ich dem Machiavell antworten, daß man kein
Jäger zu sein braucht, um ein großer Feldherr zu sein. Gustav
Adolf, Turenne, Marlborough und Prinz Eugen, denen man den
Namen großer Männer und geschickter Feldherren nicht abstreiten
wird, waren keine Jäger; auch lesen wir nicht, daß Cäsar, Alexan-
der oder Scipio es gewesen seien.

Auf einem Spazierritte kann man richtigere und gründlichere
Beobachtungen über die verschiedenen Gegenden eines Landes in
betreff der Kriegskunst anstellen, als wenn man durch Rebhühner,
Jagdhunde, Hirsche und allerlei Wild, sowie durch die Jagdleiden-
schaft abgelenkt wird.

Ein großer Fürst, der den zweiten Feldzug in Ungarn mit-
machte, fiel beinahe in die Hände der Türken, weil er sich auf der
Jagd verirrt hatte.¹ Man sollte die Jagd bei den Heeren sogar ver-
bieten, denn sie verursacht allerlei Unordnung auf den Märschen.

Ich schließe also, daß es sehr verzeihlich ist, wenn die Fürsten
auf die Jagd gehen, vorausgesetzt, daß es nur selten geschieht und
zur Ablenkung von ihren ernstesten und oft sehr traurigen Geschäften
dient. Ich wiederhole, daß ich kein anständiges Vergnügen ver-
bieten will; das größte Vergnügen aber ist, gut zu regieren, sein
Land blühend zu machen, alle Künste zu beschützen und ihre Fort-
schritte zu sehen. Wehe dem, der noch eines anderen bedarf!

¹ Franz Stefan, Großherzog von Toskana, geriet 1737, als er bei
Kolar in Serbien jagte, vom Heere ab und fiel dadurch fast in tür-
kische Gefangenschaft.

belohnen.“ Damit erstickt man den natürlichen Diensteifer aller **KAPITEL 17**
Untertanen gegenüber ihrem Fürsten.

Gewiß kann nur der Sparsame freigebig sein; nur der, welcher sein Vermögen klug verwaltet, kann anderen Gutes tun. Das Beispiel des Königs Franz I. von Frankreich ist bekannt. Sein übermäßiger Aufwand hat zu seinem Unglück viel beigetragen. Dieser König war nicht freigebig, sondern verschwenderisch, und am Ende seines Lebens verfiel er in Geiz. Anstatt ein guter Haushalter zu sein, häufte er Schätze in Kisten auf; aber nicht tote Schätze, welche dem Umlauf entzogen sind, sondern reichliche Einkünfte muß man haben. *

Jeder Privatmann, jeder König, der nur Schätze aufhäuft und Geld vergräbt, versteht die Sache nicht; man muß das Geld in Umlauf bringen, um wirklich reich zu sein. Die Medici erlangten nur deshalb die Oberherrschaft, weil der große Cosimo, der Vater des Vaterlandes, der doch bloß ein Kaufmann war, geschickt und freigebig war. Jeder Geizhals ist ein beschränkter Geist. Mich dünkt, daß der Kardinal von Retz mit Recht sagt, in großen Geschäften solle man nie auf das Geld sehen. Der Herrscher Sorge also dafür, viel Geld zur Verfügung zu haben, indem er den Handel und Gewerbefleiß seiner Untertanen begünstigt; dann wird er geliebt und geschätzt werden.

Machiavell sagt, daß die Freigebigkeit den Fürsten verächtlich mache. So könnte ein Wucherer reden. Aber soll ein Mann so reden, der den Fürsten Lehren geben will?

Ein Fürst ist, wenn ich so sagen darf, wie der Himmel, der täglich seinen Tau und Regen spendet und stets einen unerschöpflichen Vorrat davon hat, bestimmt, die Erde zu befruchten.¹

17. KAPITEL

Das kostbarste Pfand, das den Fürsten anvertraut ist, ist das Leben ihrer Untertanen. Ihr Amt gibt ihnen die Gewalt, die Verbrecher zum Tode zu verurteilen oder sie zu begnadigen; sie sind die höchsten Richter.

Gute Fürsten sehen diese so gepriesene Macht über das Leben ihrer Untertanen als die drückendste Last ihrer Krone an. Sie wissen,

¹ Dieser Satz fehlt in der I. Fassung.

* Hier denkt der „moderne“ Mensch über Geld. Oder der „Abendländer“ jedenfalls der Kraftyliniige; der moderne Professional.

von Machiavell verlange, ist Mäßigung. Wenn die Milde einen **KAPITEL 17**
Ehrenmann zur Güte geneigt macht, so zwingt seine Weisheit ihn
nicht minder zur Strenge; aber er gleicht darin einem geschickten
Steuermann, der die Masten und das Takelwerk seines Schiffes nur
in Sturmesnot kappt. Es gibt Fälle, wo man streng sein muß, aber
nie soll man grausam sein. Ich möchte am Tage einer Schlacht von
meinen Soldaten mehr geliebt als gefürchtet werden.

Ich komme nun zu seinem bestechendsten Beweisgrunde. Ein
Fürst, sagt er, handelt sicherer, wenn er sich Furcht, als wenn er
sich Liebe erwirbt, weil die meisten Menschen zu Undank, Wankel-
mut, Falschheit, Feigheit und Geiz geneigt sind, weil das Band der
Liebe durch die Bosheit und Niederträchtigkeit der Menschen sehr
schwach geworden ist, wogegen die Furcht vor Strafe das Pflicht-
gefühl schärft, und weil die Liebe der Menschen von ihrem Gut-
dünken abhängt, nicht aber ihre Furcht, so daß ein kluger Fürst
also viel mehr von sich als von anderen abhängen wird.

Ich leugne nicht, daß es Undankbare gibt, auch nicht, daß
Strenge in gewissen Augenblicken sehr nützlich ist. Dennoch be-
haupte ich, daß jeder König, dessen Politik nur den Endzweck hat,
sich gefürchtet zu machen, über elende Sklaven herrscht und daß
er von seinen Untertanen nie große Taten erwarten kann. Denn
alles, was aus Furcht entsprang, hat stets den Stempel der Furcht
getragen. Ich behaupte, daß ein Fürst, der sich beliebt zu machen
weiß, über die Herzen herrscht, denn seine Untertanen finden ihren
eigenen Vorteil darin, ihn zum Herrn zu haben, und es gibt in der
Geschichte zahlreiche Beispiele von großen und schönen Hand-
lungen, die aus Liebe und Zuneigung entsprungen sind. Ich be-
haupte ferner, daß die Mode der Revolutionen in unserer Zeit ganz
abgekommen zu sein scheint. Außer England sehe ich kein Reich,
wo der König von seinen Völkern das geringste zu befürchten
hätte, und selbst in England hat der König nichts zu besorgen,
wenn er nicht selbst das Ungewitter heraufbeschwört. Ich schließe
also, daß ein grausamer Fürst der Gefahr der Verrätereie viel
eher ausgesetzt ist, als ein gutnütiger, denn die Grausamkeit
ist unerträglich, und man wird des Fürchtens bald überdrüssig;
die Güte aber ist stets liebenswert, und man wird es nie müde,
zu lieben.

die Fürsten zu Betrug und Heuchelei bestimmen sollen. Die witzige, **KAPITEL 18**
aber falsche Auslegung der Fabel vom Zentauren beweist nichts.
Der Zentaur mag immerhin halb Mensch, halb Pferd gewesen
sein; daraus folgt noch nicht, daß die Fürsten listig und wild sein
sollten! Man muß schon sehr erpicht darauf sein, Lehren für die
Tyrannei zu geben, um so schwache Gründe zu gebrauchen und
sie so weit herzuholen.

Nun aber folgt eine noch falschere Schlußfolgerung als die obige.
Unser Lehrer der Staatskunst sagt, ein Fürst müsse die Eigen-
schaften des Fuchses und des Löwen vereinigen; des Löwen, um
sich der Wölfe zu erwehren, und des Fuchses, um listig zu sein,
und er schließt daraus, *daß ein Fürst sein Wort nicht zu halten
brauche*. Das ist doch ein Schluß ohne Vordersätze! Schämt sich
der Lehrer des Verbrechens nicht, seine ruchlosen Lehrsätze so
schülermäßig vorzutragen?

Wollte man Redlichkeit und Vernunft in Machiavells verwirrte
Gedanken bringen, so könnte man sie etwa so formulieren: Die
Welt gleicht einer Spielpartie, deren Mitspieler teils ehrlich, teils
Betrüger sind. Damit nun ein Fürst, der bei dieser Partie mit-
spielen muß, nicht betrogen werde, so muß er wissen, wie man im
Spiel betrügt, nicht etwa, um dergleichen Praktiken selbst anzu-
wenden, sondern um von den anderen nicht betrogen zu werden.

Kehren wir jedoch zu den Fehlschlüssen unseres Politikers zu-
rück. „Weil alle Menschen“ — so sagt er — „Bösewichter sind und
immerfort ihr Wort brechen, so brauchst du ihnen das deine auch
nicht zu halten.“ Hier ist zunächst ein Widerspruch, denn der Ver-
fasser sagt einen Augenblick danach, daß verstellungsfähige Men-
schen stets Einfältige zum Betrügen finden werden. Wie reimt sich
das zusammen? Alle Menschen sind Bösewichter, und du wirst
Einfältige genug finden, die du betrügen kannst.

Ebenso falsch ist es, daß die Welt nur aus Bösewichtern besteht.
Man muß schon ein großer Menschenfeind sein, um zu verkennen,
daß in jeder Gesellschaft viele ehrliche Leute sind und daß der
große Haufe weder gut noch böse ist. Hätte aber Machiavell nicht
vorausgesetzt, daß die Welt voll Bösewichter sei: worauf wäre
dann seine verruchte Lehre gegründet?

Aber wenn wir auch die Menschen für so böse halten, wie Ma-

großen Fehler als Staatsmann, da er immer betrügen wolle. Derselbe Mazarin wollte einst den Marschall von Fabert zu einer heiklen Unterhandlung benutzen; aber dieser antwortete ihm: „Gestatten Sie, Eminenz, daß ich es ablehne, den Herzog von Savoyen zu betrügen, zumal es sich nur um eine Kleinigkeit handelt. Ich bin in der Welt als ehrlicher Mann bekannt; sparen Sie also meine Redlichkeit für eine Gelegenheit auf, wo die Wohlfahrt Frankreichs auf dem Spiele steht.“

Ich will hier nicht von der Redlichkeit, noch von der Tugend reden; ich betrachte bloß den Vorteil der Fürsten und sage, es ist eine sehr schlechte Politik, wenn sie Betrüger sind und die Welt hintergehen. Das gelingt ihnen doch nur einmal und kostet ihnen das Zutrauen aller Fürsten.

Eine gewisse Macht erklärte vor kurzem die Gründe für ihr Verhalten in einem Manifest und handelte hierauf in entgegengesetzter Weise.¹ Ich muß gestehen, daß so auffallende Züge jedes Zutrauen vernichten, denn je rascher der Widerspruch folgt, um so handgreiflicher ist er. Die römische Kirche hat zur Vermeidung solcher Widersprüche sehr weislich bestimmt, daß bis zur Heiligsprechung eines Menschen eine Frist von hundert Jahren seit der Zeit seines Todes verstreicht. Auf diese Weise stirbt das Andenken an ihre Fehler und Ausschweifungen mit ihnen aus. Die Zeugen ihres Lebens, die Nachteiliges gegen sie aussagen könnten, leben nicht mehr, und so steht der Heiligkeit, welche im Publikum verbreitet werden soll, nichts im Wege.

Übrigens räume ich ein, daß es Notlagen gibt, in denen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Aber er muß sich doch als Ehrenmann von seinen Bundesgenossen trennen, indem er sie beizeiten benachrichtigt, und vor allem darf er diesen äußersten Schritt nie tun, wenn ihn nicht die Wohlfahrt seiner Völker und die größte Not dazu zwingen.

Ich will am Ende dieses Kapitels nur noch eine Bemerkung hinzufügen. Man sehe doch, wie fruchtbar sich die Laster unter Machiavells Händen vermehren! Ein ungläubiger König soll seinen Unglauben durch Heuchelei krönen. Er meint, daß die Völker von der Frömmigkeit eines Fürsten mehr gerührt, als durch die schlechte

¹ Gemeint ist Kaiser Karl VI.

tanen widerrechtlich bemächtigt und sich an der Keuschheit ihrer **KAPITEL 19**
Weiber vergreift. Zweifellos wird ein selbstsüchtiger, ungerechter,
gewalttätiger, grausamer Fürst verabscheut werden; mit der Ga-
lanterie dagegen hat es sein eignes Bewenden. Julius Cäsar, den
man in Rom den Mann aller Frauen und die Frau aller Männer
nannte, Ludwig XIV., der das weibliche Geschlecht sehr liebte,
und König August I. von Polen, der sich mit seinen Untertanen
in deren Frauen teilte, wurden wegen ihrer Liebschaften keines-
wegs gehaßt. Wenn Cäsar ermordet ward und die Verfechter der
Freiheit ihn mit so vielen Dolchen durchbohrten, so geschah es,
weil Cäsar ein Usurpator war, aber nicht wegen seiner Liebeshändel.

Vielleicht wird man mir zu Machiavells Gunsten einwenden, daß
die Könige aus Rom vertrieben wurden, weil Lukrezias Keusch-
heit Gewalt erlitt. Ich antworte, daß nicht die Liebe des jungen
Tarquinius zu Lukrezia, sondern sein gewalttätiges Benehmen bei
dieser Liebe die Empörung Roms veranlaßte. Da diese Gewalttat
im Volke die Erinnerung an andere, von den Tarquiniern verübte
Gewalttaten wachrief, so faßte man nun den ernstesten Entschluß,
sich für alle zu rächen — wenn anders Lukrezias Geschichte nicht
ein Roman ist.

Ich sage dies nicht, um die Liebeshändel der Fürsten zu ent-
schuldigen. Sie mögen moralisch verwerflich sein; ich will hier nur
beweisen, daß die Herrscher sich dadurch nicht verhaßt machen.
Bei guten Fürsten sieht man die Liebe als eine verzeihliche Schwäche
nach, wenn sie nur nicht mit Ungerechtigkeit gepaart ist. Man kann
Liebeshändel treiben, wie Ludwig XIV., wie König Karl II. von
England oder König August von Polen, aber man darf weder
Lukrezia schänden, noch Pompejus töten, noch Uria umbringen.

Nun zu einem förmlichen Widerspruch. Nach unserm Staats-
lehrer soll ein Fürst sich bei seinen Untertanen beliebt machen,
um Verschwörungen zu entgehen; und im 17. Kapitel sagt er doch,
daß ein Fürst vor allem darauf bedacht sein soll, Furcht zu er-
regen, weil er auf etwas, das von ihm abhängt, sicher rechnen
könne, und daß dies hinsichtlich der Liebe der Völker nicht der
Fall sei. Welches ist nun die wirkliche Meinung des Verfassers? Er
spricht in Orakeln, man kann ihn deuten, wie man will; aber diese
Orakelsprache ist, nebenbei bemerkt, die Sprache der Schelme.

Bei dieser Gelegenheit muß ich überhaupt sagen, daß Verschwörungen und Meuchelmorde in der Welt nicht mehr vorkommen. Davor sind die Fürsten sicher: diese Verbrechen sind abgenutzt und aus der Mode gekommen, und Machiavell führt sehr gute Gründe dafür an; höchstens der Fanatismus einiger Pfaffen könnte bewirken, daß ein so abscheuliches Verbrechen aus falschem Religionseifer begangen wird. Unter dem Guten, was Machiavell gelegentlich der Verschwörungen vorbringt, sagt er etwas sehr Gutes, das aber in seinem Munde schlecht wird. „Ein Verschwörer“, sagt er, „wird durch die Furcht vor der ihm drohenden Strafe beunruhigt, und die Könige werden durch die Majestät der Herrschaft und das Ansehen der Gesetze geschützt.“ Mich dünkt, daß es unserm Politiker nicht wohl ansteht, von Gesetzen zu reden, da er fortwährend nur Eigennutz, Grausamkeit, Despotismus und Thronraub im Munde führt.

Machiavell rät den Fürsten also, sich beliebt zu machen, sich deshalb in acht zu nehmen und sowohl die Gunst der Großen wie die des Volkes zu gewinnen. Mit Recht rät er ihnen, andern das aufzubürden, was ihnen den Haß eines dieser beiden Stände zuziehen könnte, und zu diesem Zweck Beamte einzusetzen, die zwischen dem Volk und den Großen Recht sprechen. Als Muster führt er die französische Regierung an. Dieser Liebhaber des Despotismus und des Thronraubes billigt also die Macht, welche ehemals die französischen Parlamente besaßen! Mir scheint, wenn man heutzutage die Weisheit einer Regierung als Muster aufstellen kann, so ist es, ohne die andern tadeln zu wollen, die englische. Dort ist das Parlament der Schiedsrichter zwischen Volk und König, und der König hat alle Macht, Gutes, aber keine, Böses zu tun.

Hierauf läßt sich Machiavell in eine lange Erörterung über die römischen Kaiser von Mark Aurel bis zu den beiden Gordianen ein. Er schreibt den Grund für die häufigen Thronwechsel dem Feilbieten der Kaiserwürde zu; aber dies war nicht die einzige Ursache. Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho und Vitellius kamen gewaltsam ums Leben, ohne, wie Didius Julianus, Rom erkauft zu haben. Die Verkäuflichkeit des Thrones war schließlich ein Grund mehr zur Ermordung der Kaiser; aber der wahre Grund für diese Um-

In offenen Ländern hingegen entscheidet das Los einer Schlacht **KAPITEL 21** oder zweier Feldzüge das Geschick des Gegners und unterwirft ihm ganze Reiche. Alexander, Cäsar, Dschingiskhan, Karl XII. verdanken ihren Ruhm dem Umstande, daß sie in den Ländern, die sie eroberten, wenige feste Plätze antrafen. Der Eroberer Indiens unternahm in seinen glorreichen Feldzügen nur zwei Belagerungen; der Schiedsrichter Polens ebensoviel. Prinz Eugen, Villars, Marlborough, Luxemburg waren zwar große Feldherren, aber die Festungen nahmen ihren Erfolgen viel von ihrem Glanze. Die Franzosen kennen den Nutzen der Festungen sehr wohl. Von Brabant bis zum Dauphiné zieht sich ein doppelter Festungsgürtel; die deutsche Grenze Frankreichs gleicht einem geöffneten Löwenrachen, der zwei Reihen dräuender Zähne weist, bereit, alles zu verschlingen. Das mag genügen, um den großen Nutzen der Festungen darzutun.

21. KAPITEL

Dieses Kapitel Machiavells enthält Gutes und Böses. Ich will zunächst seine Fehler rügen, dann bestätigen, was er Gutes und Löbliches sagt, und hierauf meine Meinung über einige Gegenstände, die sich von selbst anschließen, aussprechen.

Der Verfasser stellt das Betragen Ferdinands von Aragonien und Bernabos von Mailand als Muster für die hin, welche sich durch große Unternehmungen und durch seltene und außerordentliche Taten auszeichnen wollen. Machiavell sieht das Wunderbare in der Kühnheit der Unternehmungen und in der Schnelligkeit ihrer Ausführung. Das ist, wie ich zugebe, groß; aber lobenswert ist es nur insofern, als die Unternehmung des Eroberers gerecht ist. „Du, der sich rühmt, die Räuber auszurotten“, so sprachen die Gesandten des Skythen zu Alexander, „bist selbst der größte Räuber auf Erden; denn du hast alle Länder, welche du besiegtest, geplündert und verwüstet. Bist du ein Gott, so mußst du den Sterblichen Gutes tun, nicht aber ihnen Hab und Gut entreißen; bist du ein Mensch, so bedenke stets, was du bist.“

Ferdinand von Aragonien begnügte sich nicht immer mit dem bloßen Kriegführen, sondern er bediente sich auch der Religion zur Verschleierung seiner Absichten. Er mißbrauchte die Heiligkeit der

Erstens war ein Schweizerregiment, das an jenem Morgen exerzieren sollte, früher unter den Waffen, als es sein sollte, und leistete ihm so lange Widerstand, bis die übrige Besatzung beisammen war. Zweitens verfehlte der Führer, der den Prinzen von Vaudemont an ein Stadttor bringen sollte, das dieser zu erobern hatte, den Weg, so daß diese Abteilung zu spät kam.

Das zweite Ereignis, von dem ich reden will, ist der Separatfrieden, den England gegen Ende des spanischen Erbfolgekrieges mit Frankreich schloß. Weder Kaiser Josephs Minister noch die größten Philosophen und die geschicktesten Staatsmänner hätten je vermuten können, daß ein Paar Handschuhe das Schicksal Europas verändern würden; und doch geschah dies buchstäblich. Die Herzogin von Marlborough war zu London Oberhofmeisterin bei der Königin Anna, indes ihr Gatte in seinen flandrischen Feldzügen Lorbeeren und Reichtümer die Fülle erntete. Die Herzogin unterstützte durch die Gunst, in der sie stand, die Partie des Helden, und dieser unterstützte das Ansehen seiner Gattin durch seine Siege. Die Partei der Torys, die ihnen entgegen war und die den Frieden wünschte, war machtlos, solange die Herzogin ihre große Macht bei der Königin behielt. Sie verlor diese Gunst aber wegen einer ganz nichtigen Ursache. Die Königin und die Herzogin hatten sich gleichzeitig Handschuhe bestellt, und in ihrer Ungeduld hatte die Herzogin die Handschuhmacherin gedrängt, sie vor der Königin zu bedienen. Indes wollte auch Anna ihre Handschuhe haben. Lady Masham, eine Feindin der Lady Marlborough, berichtete der Königin alles Vorgefallene und zwar mit solcher Bosheit, daß die Königin die Herzogin fortan als eine Favoritin ansah, deren Anmaßung sie nicht mehr ertragen könne. Die Handschuhmacherin erbitterte die Königin vollends, indem sie ihr die Geschichte von den Handschuhen auf die schwärzeste Weise darstellte. So geringfügig dieser Umstand war, so glich er doch einem Sauerteig, der alles in Gärung versetzte und wodurch die völlige Ungnade vorbereitet ward. Die Torys und der Marschall de Tallard an der Spitze benutzten diesen Vorfall zu einem entscheidenden Schlage.

Die Herzogin von Marlborough wurde kurz darauf entlassen, und mit ihr fiel die Partei der Wighs und der Bundesgenossen des Kaisers. So geht das Spiel der wichtigsten Dinge in der Welt. Die